

—••• Erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. (für Oesterreich-Ungarn) = 90 Pfennige (für Deutschland). •••—
Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portofuschlag.



Ein afrikanischer Huss.

Der Kapitain Jehan de Nadailles erhielt jedes Jahr eine Mission nach Tunis, wo er Mappirungs-Arbeiten für die Feststellung der Generalstabkarte zu besorgen hatte. Dies bedeutete fünf Monate eines mühevollen, einsamen und pittoresken Lebens, welches geeignet war, die Gesundheit, die Philosophie und auch die Einbildungskraft zu stählen. Kein

Wunder, wenn er nach Paris zurückgekehrt, das Leben daselbst leer und gekünstelt fand. Nadailles langweilte sich dann einige Wochen gar sehr und neigte zur Mysanthropie. Nur schwer konnte er seine Ruhe bewahren, wenn man ihm den neuesten Klatsch austischte; und wenn ein Kamerad im Café de la Paix ihm mit geheimnißvoller Miene zuflüsterte: „Wissen Sie

schon? Die kleine Soundsso ist jetzt mit dem langen Soundsso!“ — dann mußte er sich Gewalt anthun, um ruhig zu antworten: „Ah, gar nicht übel!“

Dann kam ein Abend, an welchem er sich ermannete und unerwartet zum Diner bei seinen lieben Freunden den Chanlay erschien, wo er stets ein gefeierter Gast war. „Der gute Madailles! der liebe, alte Madailles!“ hieß es da ein um das andere Mal. „Sie werden sich diesen wilden Bart wieder stutzen lassen . . . Wie bronzefarben Sie aussehen!“ u. s. w. u. s. w.

Nach dem Diner gingen dann Alle mit einander irgendwohin, nach der „Schwarzen Katze“, zu den „Ambassadeurs“ oder auf den Jahrmart zu Neuilly. Madailles ging mit. Und so legte er nach einigen Tagen den schweigsamen, fatalistischen Beduinen ab und ward wieder ein Asphalttreter, ein Erzeuger und Verbreiter von Bonmots, ein Pariser, der sich über Alles lustig macht, herzlich ohne feste Freundschaft, geistreich auf der Oberfläche, kurz ein Durchschnitts-Pariser.

Die Chanlay sind ein lebenswürdiges Ehepaar: darüber ist alle Welt einig. Frau von Chanlay ist reizend und gemüthlich, gütig und dabei tapfer wie eine kleine Löwin. Sie ist aber keine „Löwin“ in dem Sinne, welchen die Lebewelt diesem Worte beilegt. Ihren Namen findet man nicht in den Echo's der Boulevardblätter, obgleich sie von hohem Adel ist und 130,000 Francs Renten besitzt. Aber sie verabscheute die Reklame und jene Damen, die nicht zwei Stanzas singen können, ohne daß ganz Europa davon erfahre. Und dann — so spießbürgerlich Dies auch klingen mag — war sie ihrem Gatten treu, treu in einer so notorischen und entmuthigenden Weise, die für keinen Vorbehalt Raum übrig ließ. Es wird behauptet, daß es in Paris noch einige Ehepaare dieser Gattung gebe.

Was Herrn von Chanlay betrifft, so kennt ihn alle Welt, da er jeden Morgen im Gehölz auf seinem stolzen Falben anzutreffen ist; man kennt ihn mit seinem schönen, schwarzen Barte, seiner eleganten Haltung im Sattel und seiner tadellosen Art, vom Pferde herab zu grüßen.

. . . Nun, es war im verflossenen Herbst im Hause des Ehepaars Chanlay; man rauchte nach dem Diner im Wintergarten, als Frau von Chanlay dem Kapitain sagte:

— Sie müssen wissen, Madailles, daß es in diesem Jahre ernst wird; wir besuchen Sie in Ihrem Afrika.

— Wenn ich es sehe, werde ich es glauben, entgegnete der Offizier.

— Mein, es ist beschlossene Sache, sage ich Ihnen. Diesmal ist's ernst. Nur unser Drei: ich, mein Mann und Herr Tavernet, alle Drei wetterfest. Bisher ist aus der Sache nur deshalb nichts geworden, weil zu Viele mithalten wollten, eine Menge Leute, die nur im Wege stehen und die schwer zu „mobilisiren“ sind, wie Sie sagen. Aber diesmal wird die Sache von statten gehen, Sie werden sehen.

*

Ein im Zenith tiefblauer, im Westen feuerrother Himmel, am Horizonte mit kleinen, runden, leuchtenden Wölkchen bedeckt. Die Sonnenscheibe, durch die Strahlenbrechung ganz aus der Form gebracht, ganz abgeplattet, zerschmilzt, und über

diesem Feuerherde erhebt sich ein Dampf gleich demjenigen, welcher entsteht, wenn man ein rothglühendes Eisen in Wasser taucht. Dort, etwas näher, steht der Djebel Fergonga, einsam und allein in der Ebene, wie ein zurückgebliebenes Thier aus der Riesenherde der Berge, deren violett gefärbte Rücken sich unzählbar am Horizonte anhäufen. In der Ferne ziehen einige Kameele mit majestätischem Schritte vorbei, gefolgt von einigen Sothras, die mit langen Stangen bewaffnet sind und von Zeit zu Zeit ihr charakteristisches Pfeifen vernehmen lassen. Die ganze kleine Karawane hebt sich schwarz und scharf von dem rothen Hintergrunde ab; es sind kleine Silhouetten von feinsten Zeichnung, die an die schönsten Cartons von Caran d'Ache erinnern. Und in diesem Rahmen von magischem Zauber, der in die stimmungsvolle, durchdringende Stille der afrikanischen Abende getaucht ist, bildet das heitere, singende und plaudernde französische Lager die Nachtigall in den schlafenden Wäldern. Muntere Flammen lecken gleich Irrlichtern an den großen, siedenden Kesseln; die Trainsoldaten lassen aus ihren rauhen Kehlen Tingeltangel-Couplets ertönen, während sie in der Feldküche schafften und ihre Thiere warten; die Pferde wiehern ungeduldig, zerren an den Hemmketten und strecken die Nase nach den Hafersäcken aus, welche die Spahis ihnen bringen. Ein wenig seitwärts sind drei Zelte in der Form von gleichseitigen Dreiecken aufgeschlagen; sie bilden gleichsam einen kleinen, isolirten Zufluchtsort, geschützt durch einen Rundgraben, um die bei Nacht oft losgebundenen Thiere zu hindern, daß sie über die Pflöcke oder Zelt-Leinwände strucheln.

Hier sind die Touristen. Zunächst Frau von Chanlay in einem Molleton-Anzuge mit kurzem Rock, mit einem allerliebsten Seemannskragen von weißem Flanell, eleganten gelben Gamaschen und einem englischen Helm, der die schweren Flechten ihres blonden Haars, die in einen Knoten zusammengevollet auf ihrem Scheitel liegen, einschließt. Köstlich, geschmeidig und leicht macht sie den Eindruck von Kraft und lebhaftem Temperament, ohne Schaden für die weibliche Anmuth. Herr von Chanlay, immer einfach, ist ungesucht gekleidet, als handelte es sich darum, bei einem Gutsnachbar Hasen zu schießen. Da gab es kein schreiendes Lederzeug, keine mörderisch starrenden Cartouchen, keine Gürtel und keine Jagdtaschen.

Anders Herr Tavernet. Wenn man wiederholt die Reise um die Welt gemacht hat, wenn man am Salzsee den Büffel, am Kap die Giraffe, in Indo-China den Tiger gejagt hat; wenn man von einem Negerkönig bald als Kostbeef verzehrt worden wäre, hat man wohl das Recht, ein komplettes Kostüm von Leder zu tragen, komplizirt mit Schnallen und Schnüren, Knöpfen und Spangen, das Ganze überdacht von einem breiten Sombro. Noch mehr hat man das Recht dazu, wenn man sechs Fuß Höhe, sechszig Centimeter Schulterbreite und eine geradezu antike Muskulatur hat.

Der Kapitain läßt auf sich warten; man streift ein wenig herum, bis er kommt.

Ah! da ist der Scheik des Gebietes. Er ist zum Essen eingeladen. Groß, bleich, mager, von edler Haltung. Seine fein gezeichneten Hände heben, wenn er sich setzt, mit königlicher Geberde die Zipfel des Burnus, der ihn umhüllt wie ein Königmantel. Er mag 30 Jahre alt sein und spricht vor-

zügig Französisch, da er im Lyceum zu Algier seine Studien gemacht hat. Er hat auch die Weltausstellung gesehen und in seinem weißen Bordj, (Haus) das man dort unten, am Fuße des Berges, zwischen Terebinthen und Feigenbäumen hervorslugen sieht, gibt es sogar einen kleinen Ciffelthurm aus Kupfer und Eisendraht, den er aus Paris mitgebracht hat und mit welchem seine Frauen spielen, die den ganzen lieben Tag auf Teppichen und Schilfmatten herumliegen, in einem abseits gelegenen Saal, welchen bloß der Herr und die schwarzen Dienerinnen betreten dürfen.

Der Scheik ist nicht allein gekommen. Ein vornehmer Araber kann nicht zehn Schritte ohne Begleitung machen. Drei Diener harren beiseite, an einem Feuer hockend. Ein vierter, noch getreuer, ist knapp hinter seinem Herrn geblieben und sitzt da auf der Erde. Es ist ein langer, schwarzer, wild aussehender Bursche, der an den Häuptling der Piraten in Giroflé-Girofla erinnert, aber im schönen, nicht lächerlichen Sinne. An den Füßen trägt er Bundschuhe, die hundertmal gestickt und ganz schwarz sind. Auf der Spitze des Scheitels sitzt ein zurückgeschobener Turban — man begreift nicht, was ihn da festhält — und läßt den kahlen Schädel frei, der wie Bronze glänzt. Der Burnus ist in Fetzen, aber stolz um den Leib drapirt. Diese Ausrüstung vervollständigt ein Karabiner an der Schnur, die seltsamste Räuberwaffe, die man sich denken kann. Welch' ein abenteuerliches Leben mag diese Waffe geführt haben! Wie viele Nächte, unter freiem Himmel, im feuchten Graße zugebracht, mögen diesen tiefen Koft um Lauf und Schloß gelegt haben! Ein komplizirtes Steinschloß, ganz von Holz, das der Waffe das Aussehen einer alten Muskete gab. Und der Gewehrfolben, der so oft als Keule hatte dienen müssen, wenn das Schießpulver ausgegangen war; er war brüchig, schartig, gestickt und hatte eine neue Sohle aus weißem Holze bekommen, die plump mit dem Messer geschmitten und mittels Nägel befestigt war. Der Ladestock, einfach in einer Falze des Holzschafteß sitzend, war eine Gerte von einem Brustbeerstrauche, nicht einmal recht gerade. Oh, eine erstaunliche Schießwaffe! Glend und schön, gebrechlich und schrecklich zugleich in der Hand ihres Herrn. Ein seltsames Gegenstück zu dem Winchester mit Zentral-Perkussion des Herrn Tavernet. Dieser schläft nicht im Freien. Um sich vor der Abendkühle zu schützen, liegt er auf seinem wohlgepolsterten Bette von grünem Flanell, hinter einem festen, ledernen Wall; das Ganze ist mit Geheimverschluß versehen wie eine eiserne Kasse.

— Wer ist dieser Mann, Scheik?

— Es ist ein Jäger. Er gehört nicht zu dem Stamme, führt ein Wanderleben von Douar zu Douar und vergilt die Gastfreundschaft, die man ihm gewährt, durch kleine Dienste. Er versteht sehr geschickt die schadhafte Waffen auszubessern, Sandalen aus den Blättern der Zwergpalme zu flechten, Zeltleinwand zu weben, Messer zu schleifen. Er weiß auch des Abends, am Wachtfeuer, lange Geschichten zu erzählen. Ueberall, von der algerischen Grenze bis zur Grenze von Tripolis, ist er willkommen und man freut sich, wenn er wiederkehrt. Man nennt ihn Khr'mir, weil man glaubt, er stamme aus der Kroumirei. Er selbst kennt seine Abstammung nicht.

Endlich, als die ersten Sterne erglänzten, kam der Kapitain. Große, phantastische Schatten zeichneten sich am Boden

rings um die Thiere her. Vier Laternen mit Wasserfugeln beleuchteten die Tafel.

— Zu Tische!

Man kann sich denken, wie es bei dem Diner einer Pariser Gesellschaft im Freien, unter dem tunesischen Nachthimmel hergeht. Man lacht, man singt; Worte der Erinnerung fliegen hin und her. „Was mag in diesem Augenblicke der gute V. machen, der uns in Brüssel glaubt?“ — „Und Frau von M?“ — „Oh, meine Freunde! Wenn Diese da wäre . . . welche Last!“

Drei Männer bedienten bei der Tafel; drei Männer, die ein bizarrer Zufall bei diesem Geschäfte zusammengeführt hatte und die darob nicht wenig verwundert waren. Der Bursche des Kapitains, der treue Reboul, schwerfällig, einfach und ehrlich in seinen dicken rothen Hosen; Philipp, der Kammerdiener des Herrn von Chanlay, tadellos, frisch rasirt, trotz der weiten Entfernung immer korrekt im Dienste und sein „Madame, es ist angerichtet!“ nie vergessend; endlich der Bagabund Khr'mir, der immer mit dem Karabiner auf der Schulter mithalf.

Man hatte den Champagner aus den Körben geholt und die Stimmung belebte sich immer mehr und mehr. Frau von Chanlay erklärte drollig, sie habe ihren „Haarbeutel“; darauf that der sanfte Chanlay sehr entriistet und entschuldigte sich bei dem Scheik für die wenig orientalischen Manieren seiner Gattin. Der Scheik lachte und erinnerte sich der Restaurants auf dem Marsfelde im verfloßenen Sommer, während der Ausstellung. Dann beglückwünschte man Reboul zu dem vorzüglichen Dämpffleisch, das er bereitet hatte und der brave Bursche stammelte in seiner Verwirrung allerlei unnütze Erklärungen mit seinem auvergnatischen Akzente, worüber die weiterhin bei ihren Feldkesseln hockenden Trainsoldaten lachten. Frau von Chanlay sprach auch Khr'mir an, der unempfindlich und schön da stand wie eine Bronze-Statue; und das Auge des fahrenden Arabers begann zu leuchten in der braunen, energischen Maske, wie auf dem Anstande, wenn es ihm gelungen, eine Beute zu erlegen, der er lange nachgespäht. Und die unbefonnene Pariserin, die in der That ein wenig benebelt war, rief in dem übermüthigen Tone Dinelli's im „Glücksfinde“ aus:

— Wie schön ist doch dieser Bauer, wie schön!

Alle waren ein wenig hochgestimmt.

Da der Abend kühl war, nahm man den Kaffee in einem der Zelte und zum großen Ergötzen der Soldaten gab es eine Stunde lang gleichsam ein Schattenspiel hinter der Leinwand des Zeltes. Man sah vornehmlich den kleinen Schatten der Frau von Chanlay, einen stets beweglichen dunklen Fleck, der sich im Profil, im Vollen, zu drei Vierteln zeigte, bald größer und bald kleiner, aber immer hübsch. Dann erschien plötzlich der Sombro (breitkrämpige Strohhut) des Herrn Tavernet in seinem riesigen Umfang im Vordergrund, geradenweges auf die Nase des unbeweglichen Scheiks los, der den Anprall empfing, ohne sich zu rühren. Dann wurde der aufgewirbelte Schnurbart des Kapitains Nadailles sichtbar, in der Vergrößerung der Silhouette den zwei Hauern eines Ebers gleichend. Die Soldaten erheiterten sich bei dem Schauspiel wie Kinder, allen Respekt und Gehorsam außer Acht lassend.

Plötzlich ward in der Ferne ein lautes Bellen hörbar, dann ein zweites, dann könnte es zehn- und bald tausendfach, scharf und abgehakt, von allen Seiten. Das sind die Schakale. Die Gesellschaft tritt aus dem Zelte. Die Zigarre im Munde, hält Herr Tavernet das Gewehr schußbereit im Arm; das Knacken der Hähne ist in der stillen Nacht deutlich zu hören.

Da kracht ein Schuß. Ah! Das ist Rhr'mir, der auf dem Anstande ist, nicht weit von da, höchstens zweihundert Meter entfernt, hinter einem Dickicht.

— Einer liegt! bemerkte der Kapitain. Die Sache litt keinen Zweifel. Rhr'mir gehörte zu Jenen, die ihr Pulver nicht verpuffen.

Vor Ungeduld brennend, das erlegte Thier auf dem Rasen ausgestreckt zu sehen, eilt Frau von Chanlay ganz allein nach der Richtung des Gebüsches fort. Einige Augenblicke gehen dahin; die Schakale bellen nicht mehr; im Lager harret man in Stille des Hurrah-Rufes der jungen Frau. Aber statt dessen ertönt plötzlich ein schriller Angstschrei, gefolgt von einer tollen Flucht durch die Büsche. Man eilt hinzu . . . aber schon erscheint Frau von Chanlay, sehr ruhig daher trippelnd, mit ihren feinen Händen die Fülle ihres blonden Haares in Ordnung bringend. Sie ist nicht geflohen; sie ist kaum zehn Schritte von dem erlegten Schakal, der sich in den letzten Zuckungen am Boden windet. Man umringt die junge Frau, man befragt sie besorgt. Anfänglich antwortet sie nicht; sie ringt sichtlich nach Fassung; dann bricht sie in ein ungeheures Gelächter aus, das anfänglich gutmüthig, hernach ganz regellos, schier toll klingt und das sie nicht meistern kann. Während der Anfälle dieses beängstigenden Gelächters stößt sie mühsam die Sylben hervor:

— Rhr'mir . . . hat mich . . . küssen . . . wollen!
!!!

Seiner Umgebung vergessend stößt der Kapitain einen fürchterlichen Fluch aus. Der Scheik ruft seine drei Diener und treibt sie mit Lassohebungen an, den Wilderer zu verfolgen. Die Gesellschaft kehrt unter das Zelt zurück; Nadailles ist wüthend, außer sich; er sinnt auf eine komplizierte Rache. „Wenn man den Vagabunden nicht wiederbringt, wird er seine Soldaten bei den Quellen aufstellen und wenn die Weiber des Stammes kommen, um Wasser zu holen, werden die Soldaten die Erlaubniß haben, sich — gegen sie zu vergehen.“ Er läßt die Spahis zu Pferde steigen; binnen wenigen Minuten verschwinden die Reiter nach verschiedenen Richtungen. Inmitten all' dieser Aufregung bleibt Herr Tavernet sehr kühl, sehr amerikanisch. Frau von Chanlay selbst ist trostlos wegen der dramatischen Wendung, welche der Vorfall genommen; sie lacht nicht mehr und sucht alle Welt zu beruhigen.

— Die Sache ist nicht so ernst, sagt sie; dem armen Teufel ist sein Vorhaben doch nicht gelungen; ich habe ihn durch einen Faustschlag auf die Nase abgewehrt; das ist Strafe genug für ihn, glaubet mir.

Auch Herr von Chanlay fühlt sich unbehaglich bei all' dem Lärm. Er scherzt und bittet, man solle den Zwischenfall vergessen.

— Es wird Alles in Allem eine nicht alltägliche Reise-Erinnerung sein . . . „Und übrigens hast Du Das verdient,“

— fügt er zu seiner Frau gewendet hinzu — „denn Du hast

während der Mahlzeit kein Auge von ihm gelassen und fortwährend mit ihm kokettirt.“

Frau von Chanlay gibt Dies zu und man lacht. Allmählig legt sich bei Allen der Bohn und man beschließt, vor dem Schlafengehen noch einen Punsch zu machen. Nur der Scheik bleibt stumm und bleich; in seinem Innern grollt die Wuth des Morgenländers. Die Gastfreundschaft seines Stammes ist besudelt durch den unwürdigen Anschlag eines Schurken! Er ist roth vor Scham darüber.

Er verabschiedet sich stumm. Sein Blick ist furchtbar. Vergebens bemüht man sich, ihn noch einige Minuten zurückzuhalten. „Man wird ihm bis auf den halben Weg zu seinem Bordj das Geleite geben,“ verspricht man ihm; „und das Wetter sei so schön.“ Doch er hört nichts und geht seines Weges.

— Daß er nur nicht irgend eine Grausamkeit verübe, sagt Frau von Chanlay. Wenn ich all' den Lärm voraussehen hätte können, hätte ich nichts gesagt oder irgend einen andern Grund meines Schreckens erfunden.

Nadailles war bereit, der jungen Frau Konzessionen zu machen, um sie zu beruhigen; aber als alter Afrikaner konnte er auch nicht zugeben, daß die Strafe sich auf den Faustschlag der Angefallenen beschränke; diesen Schlag hatte der wilde Araber vielleicht für eine Liebkosung hingenommen.

— Und wie soll man ihn erwischen? fügte er hinzu. Er ist gewiß schon weit. Wenn man ihn nicht heute Abend zurückbringt, wird man seiner nicht mehr habhaft — und dann? . . .

Um Mitternacht war das ganze Lager in tiefem Schlafe.

*

Am folgenden Tage ging die Sonne wieder zur Rüste, als die Touristen von der Jagd zurückkehrten. Die Natur hatte sich mit den köstlichen Farben des Abends geschmückt und die Menschen fühlten sich nach der sengenden Hitze des Tages völlig erleichtert in der Abendkühle. Herr Tavernet brachte in seinem Sattel eine schöne Berggazelle mit langen, geschweiften Hörnern mit. Im vollen Laufe hatte er das Thier erlegt, mit ausgestrecktem Arme, als hätte er eine Pistole abgeschossen. Frau von Chanlay trug eine Schnur rother Repphühner. Herr von Chanlay ritt mit philosophischer Ruhe hinterdrein, rauchte seine Pfeife und überließ den Anderen die Freude und den Ruhm der Jagdbeute.

An einem Ende des Lagers stand still und feierlich eine Gruppe, aus welcher die hohe Gestalt des Scheik hervorragte. Alle eilten neugierig dahin, um zu sehen, was es gebe.

Ali-ben-Mustapha, Scheik der Beni-Froussi-Cheraga, trat aus der Gruppe heraus und näherte sich mit stolzen Schritten. Sein Antlitz glich demjenigen der antiken Tyrannen, wenn sie durch Menschenopfer besänftigt waren; aber in seinen Augen glimmte noch ein Rest von Bohn. Die Uebrigen, Soldaten und Araber, traten beiseite und nun sah man den armen Rhr'mir am Boden liegen, bloß mit einer elenden, blutbefleckten Gandura bekleidet. Von seinem Gesichte rann das Blut und bildete in dem Staube neben seinem Haupte einen eklen Roth.

Auf Geheiß des Scheik hatte man ihn gefesselt und eine Stunde lang mit frisch geschnittenen Vorbergerten gezeißelt.

— Er ist bestraft, sagte Ali-ben-Mustapha in ernstem Tone, indem er auf den Unglücklichen wies.

Frau von Chanlay war bleich geworden; ihre Beine schlotterten und sie mußte sich auf einen Feldstuhl niederlassen.

— Bindet den Mann los! schrie Herr von Chanlay entrüstet.

Herr Tavernet ergriff ungesäumt sein Jagdmesser und durchschnitt mit einem Hiebe die dreifache Fessel des armen Opfers.

Rhr'mir richtete sich feuchend auf. Seine gestern so glänzend braunen Augen waren jetzt erloschen, blutig, angeschwollen. Auf dem kahl rasirten Scheitel flatterte komisch und traurig zugleich das schwarze Haarbüschel, das die Gläubigen stehen lassen, damit Allah sie dabei fasse und nach dem Himmel entführe. Ein finsterner und schrecklicher Schatten war dieser hagere, braune Mensch in blutigem Hemde, der wilde Blicke nach dem Scheik schoß, Blicke, die vielleicht eine Todesverheißung enthielten.

Dann schien er plötzlich einen Entschluß zu fassen. Er trat einige Schritte näher zu Frau von Chanlay und fiel vor ihr in die Kniee, mit gesenkten Blicken und emporgestreckten Armen, in der Haltung der betenden Gläubigen in der Moschee, und er begann sehr rasch zu sprechen, bald in einem sanften, verlockenden Tonfall, bald wieder schreiend und furchtbar, wie ein fanatischer, rasender Derwisch. Was sagte er?

Der Scheik übersetzte die sonderbare Rede:

„Ich wußte nicht, was ich that . . . Das Weib des Rouni (Franzosen) hatte mich angeblickt, hatte zu mir gesprochen, und ihre Augen, sanfter als die der Gazellen, hatten mir den Verstand genommen! . . . Der Teufel war in mich gefahren. Das schleierlose Weib, das zu Jedem spricht und Jedem zulächelt, macht den Mann toll, als hätte er vom Fleisch der Hyäne gegessen . . . Und dann . . . sie war so schön im nächtlichen Dunkel . . . Ihre Haare waren golden und ihr Antlitz weiß wie die Milch der Schafe! . . .“

Errothend und mit feuchten Augen vernahm Frau von Chanlay diese Worte. Sie gedachte der Schönhüerlein von schwachmüthigen, mit dem Monocle bewaffneten Verehrern und mit diesen verglichen wuchs Rhr'mir zu heldenhafter Größe an.

Sie erhob sich, trat auf den Araber zu und küßte ihn auf die Stirne . . . Und ihre Umgebung fand nichts dagegen zu sagen . . . Es war, als hätte sie dem Kernsten ein Amosen gegeben . . .

Ibrahim.

Rosen- und Feigenblätter.

Von Germain d'Ange.

Wenn Du willst, daß Dir Dein Liebchen nicht widerspreche, so küsse es!

*

Wahre Leidenschaft küßt auf den Mund, anderswohin küßt nur die Schüchternheit oder die Geschmacklosigkeit.

*

Der Kuß ist die schönste Mundart der Liebe.

*

Die Sünde wohnt in den elegantesten Palais.

*

Eine schöne Frau weiß immer, daß man ihre Tugend angreifen werde, aber sie weiß es nie, ob sie dieselbe auch vertheidigen wird.

*

Wenn Amor sich an die Frauen nicht heranwagt, dann gehen sie ihm — entgegen.

*

Das Herz ist ein Diener des Kopfes, aber wie oft gebietet es seinem — Herrn.

*

Wenn der Frau das Herz gebrochen wurde, verschenkt sie die — Scherben.

*

In jeder Ewastochter steckt der uralte Wunsch, Früchte vom Baume der Erkenntniß zu pflücken.

*

Dem Gatten ist die Frau treu, dem Liebhaber — treuer.

*

In der Bilanz der Liebe muß in der Regel der Mann das Defizit tragen.

*

Dein Kopf ist närrisch, Dein Herz thöricht, Deine Kraft bricht, Dein Tag ist voll Aufregung, Deine Nacht ohne Schlummer. Und das nennt man „glückliche Liebe“.

Küsse mich! — küsse mich!

Küsse mich! — küsse mich! — lasse den Kuß heiß auf den Lippen mir brennen, Daß ich den seligsten Erdengenuß Nicht nur platonisch darf kennen!

Küsse mich! küsse mich immer nur zu!

Küsse mich wilder, Holdselige, Du!

Laß mich an Deiner hochklopfenden Brust Langsam im Kusse verderben!

Hat mich Dein Kuß dann ums Leben gebracht,

Halt' mit dem Küssen nicht inne:

Küss' mich nur sanfter und süßer und sacht,

Bis ich den Herzschlag gewinne.

Küsse mich, küsse mich immer nur zu,

Küsse mich wilder, Holdselige, Du,

Laß mich an Deiner hochklopfenden Brust Langsam zum Leben erwachen!

Hat mich Dein Kuß dann zum Leben erweckt,

Gönn' mir nicht lang' das Vergnügen:

Küsse mich weiter, so lang' es Dir schmeckt,

Küss' mich in Ultimo-Bügen!

Küsse mich, küsse mich immer nur zu,

Küsse mich wilder, Holdselige, Du,

Laß mich an Deiner hochklopfenden Brust Abwechselnd leben und sterben!

F. H. Kanowski.

AUF DEM LANDE.



— Horch, Arthur! hörst Du nicht eine Stimme?
— Ja, gewiß, Elise, schon seit geraumer Zeit; es ist die
Stimme der Natur.

IM GRÜNEN

— Hier möcht' ich bleiben, Miezchen; hier fand ich die Natur am aller schönsten . . .



Klöss Gy. ch

G. Sieben



Im Luftballon.

Von Armand Silvestre.

I.

Auf dem großen, freien Plage, wo die Luftballons sich blähen, bereit für den Aufstieg am Sonntag, neben der Porte Maillot, wo so viele Drangenblüthen von neuvermählten jungen Frauen entblättert werden, harret die Menge ungeduldig des Aufstieges; man hat kein Ohr für die geräuschvolle Musik der Trompeter und schwitzt unter der glühenden Sonne, die goldene Pfeile durch die Luft zu schießen scheint. Es ist ein ganz eigenartiges Publikum, zusammengesetzt aus kleinen Leuten, die sich für wenig Geld belehren wollen. Außerhalb des umhegten Raumes, wo Eintrittsgeld gezahlt werden muß, auf der Böschung der Befestigungen, gibt es ein Gewühl von Menschen, aus welchem ein verworrenes Geräusch von Gefängen und Gelächter aufsteigt, eine Art lebendigen Weizenfeldes, in welchem die rothen Sonnenschirme der Frauen die Mohnköpfe darstellten. Sechs Ballons füllen und runden sich langsam, anfänglich Maulwurfshäufen, später riesigen Pflaumen gleichend und endlich zu ungeheuren, birnförmigen Kugeln answellend, unter welchen die Körbe und Ballastfäcke methodisch geordnet sind. An dem Neze wird das Reichspanier befestigt und nun wiegen sich alle diese schweren Massen symmetrisch und majestätisch in dem Hauch des Windes, der sie alsbald entführen soll. Man weiß, daß bei den gegenwärtigen Mitteln, den Ballons eine Richtung zu geben, den Bewerbern ein annäherungsweise bestimmbares Ziel bezeichnet werden kann. Man wählt eine Stadt in der Nachbarschaft von Paris, je nach der Windrichtung, und der Luftschiffer, der binnen der für die Auffahrt bestimmten Frist jener Stadt am nächsten landet, wird als Sieger erklärt. Die menschliche Geschicklichkeit hat demnach bei diesen Uebungen mit den Wechselfällen der Elemente zu rechnen.

An diesem Tage wurde Ecouen als Ziel der Luftpromenade gewählt. Vier Ballons waren bereits aufgestiegen, begrüßt von den Klängen der Marseillaise und lang anhaltendem Händeklatschen. Bloss zwei derselben führten nebst dem Luftschiffer auch noch einen Amateur in dem Korb aus Weidengeflecht mit. Diese modernen freiwilligen Starusse waren übri-

gens im ersten Augenblicke ziemlich perplex und schwenkten mit komischem Stolze den Hut. In das Schifflein des fünften Ballons stieg zu dem kühnen Anthénor ein schöner Jüngling ein, dessen Anmuth und Jugend alle Welt bewunderte und der zum Danke hiesfür, als das feierliche „Los!“ erscholl, die mit Goldschnüren verzierte Mütze höflich lüftete, wobei eine Fülle schönen Blondhaars sichtbar wurde. Während der sechste Ballon majestätisch aufstieg, war der kühne Anthénor schon hoch in den Lüften. Obgleich etwas größer als derjenige seines Vordermannes hatte sein Ballon dieselbe Richtung genommen und für die zahlreichen Passanten der Rue de la Grande Armée und der Rue du bois de Boulogne war er nur mehr ein großes Ausrufungszeichen im Luftraum, ein verblasender Fleck am klaren Himmel, dessen Azur allmählig bleichte, ehe er sich mit Sternen schmückte; denn der Aufstieg, für vier Uhr angesagt, hatte erst um sechs Uhr stattgefunden, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Als nun der kühne Anthénor und dessen Begleiter sicher waren, eine Höhe erreicht zu haben, in welcher die lästigen Blicke der Menschen sie nicht mehr erreichen konnten, näherten sie einander ihre Gesichter so knapp, daß zwischen den beiderseitigen Lippen nicht ein Zigarretten-Papier Platz gefunden haben würde. Und nun brauche ich dem scharfsinnigen Leser nicht erst zu verrathen, daß der Begleiter des kühnen Anthénor eine Dame war, und zwar eine reizende Dame. Wie Frau Cuminet dazu kam, sich so zu verummnen und mit dem kühnen Anthénor in die Lüfte aufzusteigen, Das ist eine Sache, die erzählt zu werden verdient. Fünfundzwanzig Jahre, der Gatte fast doppelt so viel und entsetzlich profaisch; eine Frau von großer Schönheit, deren sinnlicher Werth lange Zeit brach geblieben, eine romantische Natur, ein abenteuerlicher Sinn. Die Begegnung eines jungen, glühenden, kühnen Verehrers, dessen Namen der Ruhm umgab, einem Stande anzugehören, in welchem man jeden Augenblick sein Leben aufs Spiel setzt: Das war mehr als nöthig — nicht wahr — um den Fall einer ehrbaren Frau zu erklären, und es gibt gar viele Ehemänner, die rascher und um weit Geringeres gehört werden. Es ist wohl überflüssig hinzuzufügen, daß der schwachköpfige Herr Cuminet die Begeisterung seiner Frau für den kühnen Anthénor vollkommen theilte. Er erwies sich die Ehre, den Luftschiffer bei sich zu empfangen und bewies diesem ein fast demüthigendes Vertrauen. Unsere beiden Verliebten hatten denn freies Spiel in dem geräumigen Bette des Ehebruches. Aber ach, Beide waren von poetischem Gemüthe und träumten Freuden, wie sie auf Erden hienieden nicht zu erreichen sind.

II.

Ach! in der gestirnten Unendlichkeit sich zu lieben, unter dem zärtlichen Blick der ersten Sternlein, bei der majestätischen Mitschuld des Sirius und des Bären, unter der Liebeskosung der Milchstraße, im freien, bebenden Azur, auf den Fittigen der Wolken gegen unmeßbare Horizonte getragen; seine liebestollen Küsse mit den Lüften zu mengen, die aus den himmlischen Gärten wehen; den Hauch des Gottes Pan durch seine Haare wehen zu fühlen; in der getheilten Gefahr, sozusagen an der Schwelle des Todes die süßen Wonnen der Liebe zu genießen: Das war's, was sie seit Langem ersehnten, der

kühne Anthénor und Frau Cuminet, während Herr Cuminet im Kaffeehause saß und im Schweiße seines Angesichtes zehn Sous im Domino-Spiele zu gewinnen trachtete. Aber es war nicht zu hoffen, daß Herr Cuminet seiner Frau jemals erlauben würde, allein eine Luftfahrt zu machen. Da ersann man denn eine plötzliche Erkrankung einer in Auxerre wohnhaften Erbtante. Am nächsten Sonntag sollte Frau Cuminet dahin abreisen und mit dem letzten Zuge zurückkehren. Und während sie ihrem Gatten diese kleine Lüge vormachte, ließ der kühne Anthénor für sie einen reizenden Herren-Anzug anfertigen, in welchem Niemand sie erkennen sollte. Die Komödie wurde vorzüglich gespielt. Fingirte Abfahrt nach dem Bahnhofe; Rückkehr nach einem Gasthose, wo die Verkleidung stattfand. Mehrere Details der Toilette waren wahrhaft rührend. Anthénor glaubte vor Zärtlichkeit weinen zu müssen, als er sah, welchen heldenmüthigen Widerstand das gloriose Hintertheil seiner Freundin leistete, als es in dem Beinkleid untergebracht werden sollte. Man glaubte einen Augenblick, das Beinkleid werde platzen, wie eine reife Aprikose. Aber es war von widerstandsfähigem Stoffe und kämpfte wacker gegen den umfangreichen Besitzer. Und vollends die armen, kleinen Brüstchen, die man in einem weißen Silet einschließen mußte und die zwei zitternden Täubchen in der Stunde des Opfers glichen! Wie hatten sie sich gestraubt, ehe es gelang, sie einzukerkern. Vielleicht wären sie willfähriger gewesen, wenn man ihnen gesagt hätte, daß sie unterwegs freigelassen werden sollten, wie die Brieftauben. Nach allen den Koketterieen, in welche sich auch einige sträfliche Freiheiten mengten, kam man gerade rechtzeitig zur Abfahrt an Ort und Stelle an und es erfolgte der Aufstieg, wie wir gesehen haben. Sie hatten Recht und dreimal Recht!

Die Landung sollte um neun Uhr stattfinden. Sie hatten drei Stunden, in welchen kein Mißgünstiger ihr Glück stören konnte; drei Stunden, welche vor ihren Augen das wunderbare Schauspiel des zur Neige gehenden Tages entrollte. Indeß durfte Anthénor inmitten seiner Liebeswonnen der Vorschriften des Wettkampfes nicht vergessen. Fünf Minuten vor neun Uhr machte er den Anker frei, indem er den langen Strick abrollte, an welchem derselbe befestigt war. Man war in einer vom Mondlichte übergossenen Landschaft, durch welche das Silberband eines Fließchens sich schlängelte. Am Ufer dieses Fließchens konnte man Anker werfen; Anthénor beschloß Dies zu thun. Allein, in dem Augenblicke, wo der Anker zu Boden fahren sollte, tauchte hinter einem Weidengebüsch am Ufer des Fließchens eine Gestalt, eine gespenstische Erscheinung auf.

— Nicht da! rief Frau Cuminet mit beklommener Stimme.

Daß doch die Macht der Ahnung größer ist, als die des Blickes! So unwahrscheinlich Dies auch war, hatte Frau Cuminet in dem Phantom doch ihren Mann zu erkennen geglaubt. Anthénor warf schnell einen Sack Ballast aus, unter welchem man im abendlichen Dunkel ein erschreckliches Stöhnen vernahm. Gleichzeitig zog er schnell den Anker ein, der einen Augenblick den Boden streifend, etwas wie Bekleidungsstücke aufgefangen hatte. Als der Anker die Höhe des Korbes erreicht hatte, betrachtete Frau Cuminet neugierig die Gegenstände, welche die Harpune heraufgeholt hatte.

Sie ward schreckensbleich.

— Beinkleid und Hemd meines Mannes! sagte sie.

— Umso besser, erwiderte Anthénor philosophisch; er wird genöthigt sein, andere zu kaufen, ehe er nach Paris zurückkehrt und dadurch werden wir Zeit gewinnen.

Diese trostreiche Bemerkung bekräftigte er mit einem langen Kusse.

III.

Der Leser muß nicht den Kopf schütteln wegen der Unwahrscheinlichkeit dieser Begegnung. Es haben sich im Leben schon viele Leute getroffen, die darauf weit weniger gefaßt waren. Solche Zufälle sind keine Ausnahmen, sondern die Regel. Man müßte ein schlechter Beobachter sein, um Dies noch nicht bemerkt zu haben. Man müßte auch seine Erfahrungen in den Wind geschlagen haben, um nicht zu wissen, daß wir neben unserem Gesichte einen noch viel feineren und empfindlicheren Sinn haben. Wem ist es nicht schon begegnet, daß er plötzlich einen Menschen vor sich sah, an den er einen Augenblick vorher gedacht hatte? Dies beweist ganz einfach, daß wir die Fähigkeit besitzen, die Annäherung der Personen, die uns interessieren, zu ahnen, ehe noch unsere Blicke sie uns zeigen. Man braucht also nicht gleich von Wundern zu sprechen, wenn Frau Cuminet den Eindruck hatte, daß ihr Mann da sei und wenn Herr Cuminet seinerseits in dem Schatten, der in der Gondel sich hinter der Gestalt des kühnen Anthénor abzeichnete, seine Frau erkannte.

Ja, aber wie war Herr Cuminet hieher gekommen?

Vermöge jener geheimnißvollen Anziehungskraft, die ich vorhin andeutete, eine Macht, die sich übrigens in einer Reihe durchaus wahrscheinlicher Umstände äußerte; denn oft nimmt auch die Natur eine Maske vor, um uns an ihre geheimnißvolle Macht glauben zu lassen.

Nun denn: Herr Cuminet hatte für diesen Tag mit seinem Freunde Fessevelue ein kolossales Domino-Match vereinbart und der Freund war am Schauplatz des Turniers, im Café zum „Schah von Persien“ nicht erschienen. In seiner unsagbaren Langeweile hatte Herr Cuminet ein Sportblatt zur Hand genommen und hatte darin gelesen, daß Léonon das Ziel der Luftschiffer sei. Rasch entschlossen hatte er den Eisenbahnzug bestiegen, um bei der Landung anwesend zu sein; vielleicht gab es dabei einen kleinen Zwischenfall; er war ein Freund leichter Aufregungen; immerhin wünschte er, daß seinem lieben Anthénor nichts Schlimmes zustoße.

Indeß verfloß die Zeit; die Luftballons waren viel später aufgestiegen, als angekündigt war. Herr Cuminet machte einen Spaziergang durch die Felder, erging sich am Ufer des Fließchens, wo im Rasen und in den Gebüsch die Leuchtkäfer sich schon bemerkbar machten. Da kam er auf den Einfall, in diesem köstlich frischen Bache ein Bad zu nehmen. Er entledigte sich rasch seiner Kleider und breitete diese auf einem Weidengebüsch am Ufer aus. Alles Uebrige weiß der scharfsinnige Leser bereits. In dem Augenblicke, als er aus dem Wasser stieg, um der Landung des Ballons anzuwohnen und in der Gondel seine Frau erkannte, hatte der Anker sein Beinkleid und sein Hemd von dem Gebüsch geholt und war mit dieser Beute wieder in die Lüfte aufgestiegen.

IV.

Ach, der kühne Anthénor hatte sich nicht getäuscht. Der Verlust seines Feigenblattes sollte für den neuen Adam gar manchen Verdruß zur Folge haben. Was ihm an Kleidung blieb, war ein kurzes Röckchen, im Jargon der Schneider „Sacco“ genannt. Eine englische Touristen-Familie, die gerade hier vorbei spazierte, entdeckte den Unglücklichen und die jungen Misses stießen ein höllisches Gezeter aus. Darauf lief der Feldhüter aus der nahen Schenke herbei. Lord Plumpudding versicherte, er habe gesehen, wie der Schändliche seine Beinkleider ausgezogen, um den jungen Damen seine Reize zu zeigen. Ein formidables Protokoll ward aufgenommen und Herr Cuminet nach Couen vor den Polizei-Kommissär geführt. Man glaubte ihm kein Wort von Alldem, was er zum Beweise seiner Identität vorbrachte. Dank dem wenigen Gelde, das ihm glücklicherweise noch in seiner Brieftasche geblieben war, erlangte er die Gunst, daß man ihn nach seiner Behausung in Paris begleiten ließ. Er hatte für fünf Personen Billets erster Klasse zu bezahlen und überdies ein reichliches Diner für die ganze Escorte.

Frau Cuminet war schon seit einer Stunde zuhause, als ihr Gatte mit seiner zahlreichen Begleitung in seiner ehelichen Behausung eintraf. Sie mußte hell auflachen, als sie ihren Gatten in einem jämmerlichen Zustand erblickte; er hatte, um nur seine Blößen nothdürftig zu verdecken, die hundertfach geflickte, an den Knien zerrissene Hose eines Steinklopfers angezogen. Mit einem Sage holte sie das authentische Beinkleid Cuminet's herbei, welches sie sorgfältig zurückgebracht hatte, und sagte mit der natürlichsten Miene von der Welt:

— Ich habe Dir wohl heute Morgens gesagt, mein Freund, daß Du Deine Hose zu Hause vergähest, aber vergebens rief ich Dir noch im Treppenhaufe nach.

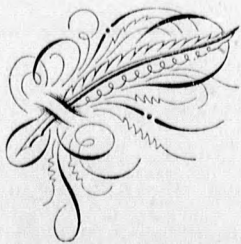
Dann, zu dem Polizei-Kommissär und dessen Begleiter gewendet:

— Sie glauben nicht, meine Herren, wie zerstreut er ist!

Sämmtliche Nachbarn, die man als Zeugen herbeirief, erkannten die Hose. Der Engländer hatte denn gelogen! Man hatte es ganz einfach mit einem zerstreuten Menschen zu thun. Die Herren, welche die Justiz repräsentirten, erschöpften sich in Entschuldigungen und die ganze Gesellschaft ging auf ein Gläschen Cognac ins Kaffeehaus, wo man zufällig auch den kühnen Anthénor traf.

Herr Cuminet trank sich nach den vielen Aufregungen einen greulichen Haarbeutel an.

Am andern Morgen erwachte er mit wüstem Schädel und seine Frau hatte leichte Mühe ihm einzureden, daß Alles nur ein böser Traum gewesen.



Biernymphen.

III.

Olga.



Oicke Olga, also hier
Hast Du Belte aufgeschlagen?
In der Kneipe mit Behagen
Bapfst, kredenz'st und trinkst Du Bier!

Kennen uns seit Jahren schon,
Konnte Dich als Traube kelter'n,
Wohnte ja bei Deinen Eltern,
Als ich noch ein Musensohn.

Bist geschnürt, geputzt bist Du,
Bist beschleift und bist bebändert,
Laß doch seh'n, ob Du verändert —
Alter Schak, nur kein Gethu'!

Ja, das ist derselbe Arm,
Sind dieselben Riesenbeeren —
Wart', ich will Dich beißen lehren!
Alle Wetter, wird mir warm!

Singen hast Du auch gelernt?
Schonung, Schonung muß ich heischen!
Dieses fette, kurze Kreischen
Steht Dir, schau', schon mehr entfernt.

Sag' mal, Kleine, — ei, was kläfft
Denn der Wirth? Das Maul gehalten! —
Seit Du fort von Deinen Alten,
Sehest fort Du ihr Geschäft?

Bimmerchen vermiethen, wie?
Möcht' mich gern' Dir anvertrauen,
Wirst mich über's Ohr nicht hauen —
Nur die Mieth' erschwing' ich nie!

Titanello.



Die beruhigte Küchenfee.

Köchin. Madam, ich verlasse Ihren Dienst. Ich will mich verheirathen.

Hausfrau. Aber Jette, Sie sagten mir doch immer, daß Sie, aus Furcht, Kinder zu bekommen, nie heirathen würden.

Köchin. Ja, aber mein Wilhelm von den Mähnen meint, ich könne ganz unbesorgt sein, ich kriege keine, sonst wär' schon lang eins da.

H. G—t.

*

Boshaft.

Im zoologischen Garten zeigt eine alte Cocotte mehreren Dämchen ihrer Bekanntschaft die Perleschnur, deren fünf Reihen über ihren hageren Hals herabhängen.

„Das verdeckt doch etwas den Zahn der Zeit,“ sagt sie.

„Im Gegentheil,“ lacht die kleine Lolo, „das sieht aus wie 'ne Laterne an einem verfallenen Gebäude.“

H. G—t.

*

Nur sparsam!

Ein Bon vivant besucht eine sehr geizige Freundin und trifft sie lesend an.

„Nimm Platz,“ sagt sie, „und laß uns plaudern.“

Dann bläst sie die Lampe aus.

„Manu?“ fragt der erstaunte Lebemann.

„Zum Plaudern brauchen wir doch kein Licht.“

„Das stimmt. — Auch keine Kleider,“ fügt der Besucher hinzu und — beginnt sich's bequem zu machen.

H. G—t.

*

Vor Gericht.

Richter (zur jungen Frau, die sich scheiden lassen will): Das Gesetz bestimmt, daß vorher die Aussöhnung der Ehegatten versucht werde; wollen Sie sich nicht mit Ihrem Manne ausöhnen?

Junge Frau (mit gesenkten Blicken): Ich möchte ja recht gerne, aber es geht nicht . . . ich habe meine Hand schon einem Andern zugesagt.

*

In der Religionsstunde.

Lehrer. Was that Gott, als er Eva erschaffen hatte?

Schüler. Er bereute es sogleich wieder.



Das Vertrauen.

Von C. L.

An einem herrlichen Sommerabende saßen die zwei Freundinnen auf der Veranda beisammen, wo sie unter dem gestirnten Himmel sich an den aus dem Parke heraufströmenden Düften berauschen konnten. Sie benützten ein zeitweiliges Witthum dazu, einige Tage beisammen zu verleben und intime Bekenntnisse auszutauschen.

— Nein, erklärte die Baronin Roberts, ich kann nicht zugeben, daß das gegenseitige Vertrauen die beste Methode in der Ehe sei; ich bin vielmehr überzeugt, daß die Frauen, die sich darein finden und sich damit zu begnügen scheinen, zu jenen gehören, die nicht den intimen Regungen der Natur lauschen oder denen der feine Sinn fehlt, um sie wahrzunehmen. Die These von den Gefahren der Eifersucht (auf der Bühne und in den Büchern stets übertrieben) schien mir allezeit unsinnig und durch die geheimen Forderungen des weiblichen Herzens widerlegt.

Die wirklich eifersüchtigen Ehemänner sind nicht so gewöhnlich, als man uns glauben machen möchte. Die Eifersucht, dieses köstliche Gefühl, das wesentlichste Unterpfand der Liebe und ohne welches die Liebe sich bald in die banale Eintönigkeit der witzlosen Neigungen einspinnen würde, vermag nur selten der Sicherheit des täglichen Umganges zu widerstehen, welcher die Grundlage der Ehe bildet. Das freie Leben der Herzen; die Vereinigung, die nur durch einen zufälligen Eid besiegelt wurde, die eine Laune wieder lösen kann, ohne von einem anderen Urtheilspruch als dem des Herzens abzuhängen, scheint mir allein den köstlichen und gefährvollen Reiz der Eifersucht zu genießen. Dieser Zaubertrank, diese todbringende und wahrhaft liebeswonnige Ambrosia mit ihren bitteren Beimischungen und ihren schnell wirkenden Giften, die uns bis zur Wollust der quälendsten Angst aufregt, ist nur für solche Lippen geschaffen, die nach ihrem Belieben sich von den Rüssen trennen können, und nicht für solche, die an die regelmäßige und häusliche Suppe der Ehe gewöhnt sind.

Sehr aufrichtig beneide ich jene Frauen, welche die Umschlingung der argwöhnischen Bärtlichkeiten genossen haben und dank geschickten Treulosigkeiten oder einfach den zwingenden

Eingebungen des heldenmüthigen Herzens eines Liebhabers gehorchend, jenen schönen verliebten Frauen gleich geworden sind, die von dem mörderischen Blendwerk der eifersüchtigen Liebe durchrüttelt werden. Es gibt kein glücklicheres Weib, als Desdemonna, da sie unter den mörderischen Fäusten ihres unvergleichlichen Siegers verhauchend auf ihrem erstarrten Leibe die heißesten Liebes-Bähren fühlt, die jemals ein Mann vergossen, und weil sie weiß, daß das Uebermaß von Glück sie tödtet, welches für eine Frau darin besteht, an allzu großer Liebe zu sterben.

Das Herz des Weibes ist nicht so durchsichtig, als wie die armen Bühnen-Analysten glauben machen möchten. Es ist dies keineswegs ein Muskel, den man nur entzweizuschneiden braucht, um die Irrgänge desselben kennen zu lernen, wie bei irgend einem anatomischen Versuchs-Objekt. Sei versichert, Liebste, daß unsere guten Autoren, (sicherlich pünktliche, aber nicht sonderlich scharfsichtige Ehemänner, die von den abstumpfenden Anregungen eines alltäglichen Ehelebens geleitet werden) indem sie das weibliche Herz auf das Verlangen nach Vertrauen in der Liebe beschränkten, das erste und vornehmste Gesetz der Liebe verkannt haben, welches die Frauen in den tiefsten Falten ihrer Seele mitbringen und welches sich uns allen in der Form des Verlangens, ja des Bedürfnisses, Eifersucht einzusüßen, zu erkennen gibt. In diesem Kapitel sind die Frauen besser beschlagen, als die dünnhastesten Moralisten. Als geheiligte Priesterinnen der Kapellen, wo unter geheimnißvollen Gebräuchen das Liebesopfer dargebracht wird, ahnen sie allein das Mysterium, dessen glaubenseifrige Dienerinnen sie sind. Sie allein können verkünden, welche unerläßliche Würze die Aufregungen und Stürme einer eifersüchtigen Gluth in die Liebesfreude bringen, die sonst zu dem ökonomischen Suppentopfe einer spießbürgerlichen Küche entarten würde.

Ach, ich spreche aus Erfahrung von diesem Gegenstande. Du weißt, meine Theuerste, daß ich und der Baron für die Welt das Muster von zufriedenen und einigen Ehegatten sind. Ich glaube nicht, daß irgend Einer jemals den Bruch an der spiegelglatten Fläche unseres Ehebundes wahrgenommen hätte. Du hast mir soeben die Wunde enthüllt, die in Deinem eigenen Leben schlecht verharst, unaufhörlich blutet. Nun will ich meinerseits Dir ein Geständniß ablegen; Du wirst dann sehen, daß auch in meinem Glücke der nagende Wurm nicht gefehlt hat.

Nicht alle Männer wissen in gleicher Weise die Liebe, von der ich Dir soeben sprach, — die einzige wirkliche Liebe — einzusüßen und zu empfinden. Als man mich aus dem Kloster der Englischen Fräulein abholte, um meine Hand in diejenige des Baron Roberts zu legen, wußte ich nichts von Alldem, was später das Erwachen des Weibes mir lehrte. Ich sah einen schönen, jungen, eleganten Mann, um welchen mich alle meine Freundinnen beneideten, Dich ausgenommen, weil Dein Herz anderweitig vergeben war. Ein sehr sanftes, unendlich glückliches und liebenswürdiges Lächeln, wie ich es noch bei Niemandem, nur bei ihm gesehen habe, bewegte die Spitze seines blonden Schnurbartes. In diesem Lächeln lag etwas von der leutseligen Artigkeit, mit welcher ein hübscher Offizier sich eine gute Aufnahme bei einer Kleinen, deren Gunst er sucht, sichern will; zugleich etwas von der Sicherheit, daß die Kleine in seinen kundigen Händen sehr bald gezähmt sein würde.

Der Baron hatte sich bis dahin den Ruf eines Mannes erworben, der Glück in der Liebe hat. Nun denn: dieses Lächeln habe ich durch unser ganzes Leben immer wieder gesehen; es blieb immer das nämliche; nicht einen Augenblick hörte es auf, die Spitze seines blonden Schnurbartes zu bewegen. Dieses Lächeln, so unendlich wohlwollend, liebenswürdig und glücklich, die unerschütterliche Sicherheit einer legitimen Liebe bekundend, mit einem Zuge ruhiger Familiarität, hausbackener Kameradschaft: wenn Du wüßtest, wie es mir allmählig unerträglich ward auf diesem ruhigen, edlen Gesichte! Bohn, Ironie, Alles was in dieses friedfertige, vertrauensfelige Antlitz eine Falte hätte graben können, hätte ich der starren Symmetrie dieses unabänderlichen Lächelns vorgezogen, diesem Symbol der ruhigen Zuneigung, welche der Baron mir gewidmet hatte.

Ich glaubte lange, daß ich ihn liebe; aber an dem Tage, an welchem ich mir sagen mußte, daß aus dem Besitz dieses von anderen Frauen begehrten Herzens für mich nicht die geringste Besorgniß, nicht die leiseste Furcht vor einer Nebenbuhlerin hervorgehe, merkte ich, daß Alldies nur eine entfernte Ähnlichkeit mit der Liebe habe. Zugleich gewann ich die Uezeugung, daß Dasjenige, was ich bei dem Baron für Liebe gehalten, nichts weiter war als ein Gefühl ohne Wärme, eine aufrichtige und dauernde Anhänglichkeit, welcher jedoch die sengende Gluth der Leidenschaft fehlte. Ach, wenn ich hätte hoffen dürfen, daß das ewige Lächeln zu einem zornigen Erheben des blonden Schnurbartes führen oder in einem Aufblitzen der Zähne ein heißendes Wort hervorschießen würde! Wenn dieser glatte See seiner Zuneigung wenigstens ein einziges Mal unter dem Windstoße eines eifersüchtigen Verdachtes zu schäumen begonnen hätte! Allein, nichts konnte der Eifersucht weniger gleichen, als die vollständige Freiheit meiner Person und meines Willens, welche mein Mann mir ließ. Von musikalischen und lichterfüllten Ballnächten, von schwülen Sommernächten, die uns zu Illusionen stimmen, wo jede junge Frau gleichsam einen Hauch von Seufzern ihre Haare streifen fühlt, wo man inmitten all' der betäubenden Worte und Düfte sich gleichsam aufgefordert sieht, auf dem buntbewimpelten Bahn der Phantastie nach den Inseln der Träume zu steuern: von solchen Nächten nahm er nichts mit, als die Freude, mich umschmeichelt, von schwärmerischen Verehrern umringt zu sehen. . .

— Lothar, sagte ich ihm eines Tages, als diese völlige Gleichgiltigkeit mich um meine Geduld gebracht hatte, — ist es möglich, daß Sie nicht den geringsten Verdruß darob empfinden, wenn Sie sehen, wie mir Schmeichelworte ins Ohr geklüffert werden, die ja leicht den Weg zu meinem Herzen finden könnten?

Lächelnd erwiderte er mir:

— Nein, Liebste, nicht den geringsten Verdruß. Besitzt Du denn nicht mein volles Vertrauen?

— Ach, was! rief ich ungeduldig, — ist denn die Frau der Notar der Zärtlichkeiten des Gatten? Was redest Du mir von Vertrauen, als hättest Du ein Depôt bei mir in Verwahrung, dessen Schlüssel Du mir überlassen hast? Es gibt für eine Frau nichts Beleidigenderes, als das Vertrauen, mit welchem man sie zu ehren glaubt.

— Willst Du denn, daß ich es Dir entziehe?

~ Auf dem Lande. ~



— Die Kuhmilch in dieser Gegend soll vorzüglich sein und auf die Fruchtbarkeit der Frauen gut einwirken?

— Ujje, gnä' Herr! mir verkaufen d' Milch an die Stadtleut' und trinken lieber ein' Kümmerl; Kinder hab'n mir doch g'nug!

— Dies wäre mir tausendmal lieber, wenn Du, indem Du es mir entziehst, mich zugleich einer Schwäche fähig hieltest, welche schließlich die Kraft der Frauen ist. Hältst Du mich für so wenig hübsch, daß ich nicht das Herz eines andern Mannes beunruhigen könnte, oder für so tugendhaft, daß ich mich nicht empfänglich dafür erweisen könnte?

Aber begreifet doch: ein wenig Eifersucht ist die zarteste Schmeichelei, an welcher unsere Eigenliebe sich ergötzt, weil sie uns ein Beweis der Macht unserer Schönheit ist, jener Macht, die uns die Männer unterwirft. Indem Ihr uns des Glückes beraubt, Euch wie ein heiß begehrter, vor Räubern gehüteter Schatz anzugehören, nehmt Ihr uns durch dieses alberne Ver-

trauen auch noch dasjenige, das wir zu uns selbst haben müssen, wenn wir in Euren Augen immer schön und siegreich bleiben sollen.

Da erschien das unvermeidliche Lächeln an der Spitze des blonden Schnurbartes; Lothar küßte mich auf die Stirne und sagte:

— Oh, Du liebes, rappelköpfiges Kind! Ich liebe Dich so sehr, daß ich niemals an Dir zweifeln könnte, selbst gegen Deinen eigenen Willen nicht. Wie könnte ich auch, da mir das unschätzbare Glück zutheil geworden, die treueste, tadelloste Frau zu besitzen?

Nun denn, es kam ein Tag, an welchem diese unsinnige

Ruhe und Sicherheit des Barons mich dermaßen empörten, daß ich aus Erbitterung that, was ich vielleicht aus Neigung für einen im Geheimen angebeteten Liebhaber nicht gethan haben würde. Um mich in meiner eigenen Achtung zu heben, im Interesse der Würde der Frau, welche, indem sie sich rächt, sich selbst die Möglichkeit beweist, das Vertrauen eines gar zu leichtgläubigen Gatten zu täuschen, ja rundheraus gesagt: um mein Gewissen zu beruhigen, betrog ich den Baron. Und glaube ja nicht, daß bei diesem Verzicht auf meine Tugend einer ehrbaren Frau, ein Ansturm der Leidenschaft mitgespielt hätte, welche nach langem Widerstande endlich durchbricht. Im Gegentheil; ich strengte meinen ganzen Willen an und entwickelte eine scharfsinnige Berechnung, ihn ganz kühl und leidenschaftslos zu betrügen, mit einem Unbekannten, mit dem allein er das Recht hatte betrogen zu werden. Dieser freiwillige Fall, der allein mich in meinen Augen erheben konnte, da ich in seinen Augen unfähig war zu fallen, wurde als ein unabwendbarer Akt beschloffen, aus welchem für mich das größte Glück hervorgehen sollte, welches nächst der Liebe sich einer Frau darbieten kann: das Glück, sich selbst Recht zu verschaffen. Und in der That: als ich mir den Beweis geliefert hatte, daß der Baron Unrecht gehandelt hatte, sich in einem gar zu blinden Vertrauen einzuschläfern, war ich fürder glücklich, so glücklich, als es einer Frau zu sein gestattet ist, die von der Liebe nur das Bedauern kennen gelernt hat, diese Liebe nicht erprobt zu haben.

Dies war das einzige Mal, daß ich ihn betrog, allein, die Genugthuung, die ich darob empfand, wäre unvollständig gewesen, wenn der Baron nichts davon gewußt hätte. Für jede von uns kommt eine Stunde, wo sie das Bedürfnis fühlt, vor einem Beichtstuhl zu erscheinen und sich das Herz von den großen und kleinen Fehltritten zu erleichtern. Mein Beichtiger war mein Mann. Und das Drolligste bei der Sache ist, daß er mir niemals glauben wollte. Nachdem ich ihm gebeichtet hatte, erschien wieder sein ewiges Lächeln an der Spitze seines Schnurbartes und er sagte mir:

— Was Du mir da erzählst, Kind, ist unmöglich! Denn wenn Dies wahr wäre, müßte ich Dir ja mein Vertrauen entziehen, und — Das ist undenkbar!



Aussprüche berühmter Geister über Frauen, Liebe und Ehe.

Es gibt nur eine Frauenfrage, und die heißt: Liebst Du mich? v. Born.

*

Lieb' ist ein Rauch, den Seufzerdämpf' erzeugten,
Geschürt, am Feu'r, von dem die Augen leuchten,
Sequält, ein Meer, von Thränen angeschwellt.
Was ist sie sonst? Verständ'ge Raserei —
Und ekle Gall' und süße Spezerei.

Shakespeare.

*

Wenn des Menschen Herz außer sich geräth und die Vernunft überredet mitzuhalten, so nennt man das Liebe!

A. Teuffler.

*

Für den Herzensdiebstahl hat das Gesetz keine Strafe, vielleicht weil sich dies selbst bestraft.

A. v. Sendor.

*

Wunderlichstes Buch der Bücher
Ist das Buch der Liebe;
Aufmerksam hab' ich's gelesen:
Wenig Blätter Freuden,
Ganze Hefte Leiden;
Einen Abschnitt macht die Trennung.
Wiederseh'n: ein klein' Kapitel,
Fragmentarisch. Bände Kummers,
Mit Erklärungen verlängert,
Endlos, ohne Maß.

Goethe.

*

Die Liebe ist das Leben des Weibes, aber eine Episode im Leben des Mannes.

Jean Paul.

*

Was ist „eine Geliebte wählen“? Der heroische Entschluß, alle Fehler ihres Geschlechts vergessen zu wollen.

A. Lindner.

Der Umzug.

Von Hermann Grabert.

Im Casino der Dragoneroffiziere in Dingskirchen hatte ein neugebackener Second das Gespräch auf die Liebe gebracht.

„Auch darin bin ich konservativ,“ behauptete der dicke Premier Wobig, ich wechsle sehr ungern das Weib; denn mit dem Herzen umzuziehen, ist fast ebenso verdrießlich, als seine Möbel aus einem Logis in's andere zu schaffen. Wenn ich eine treue, liebe Kleine habe, behalte ich sie.“

„Nein, nur in der Abwechslung liegt der Reiz!“ schnarrte der Lieutenant von Glotterthal. „Ich kann ein Verhältniß höchstens acht Tage lang haben; dann ist's aus!“

„Teufel!“ meinte Wobig, „da hat ja die ganze weibliche Bevölkerung der Umgegend d'ran glauben müssen. Wo remon-tiren Sie denn jetzt?“

„Na, ich fahre doch oft genug nach Frankfurt.“

„Das stimmt.“

„Sie werden mir zugeben, meine Herren,“ rief nun der Lieutenant von Pfendbach, „daß in den meisten Fällen der Umzug unseres Herzens, wie Wobig so schön sagt, auf die einfachste Weise von der Welt vor sich geht und daß wir ihn erst merken, wenn er ein Factum ist.“

„Ein Auszug mit Möbeln ist schwieriger,“ murmelte der Premier.

„Auch nicht immer,“ erwiderte Pfendbach. „Das weiß ich aus Erfahrung. — Als ich noch in Berlin stand, wohnte ich Teltowerstraße, parterre. Den größeren Theil des Erdgeschosses hatte ein kinderloses Ehepaar inne. Der Mann war Geschäftsführer in einem Modewaarenhaus und ein häßlicher Berl. Seine Gattin aber ein reizendes Ding. Was Wunder,

daß ich sie zur Freundin haben wollte? Glücklicherweise schwärmte sie für die Kavallerie im Allgemeinen und für die Dragoner im Besonderen. Ich war denn auch bald am Ziele meiner Wünsche. Da Helene's Gatte Montags und Freitags nie vor Mitternacht heimkam, machten wir uns dies zu nutze. Punkt acht Uhr trat ich bei ihr an, und dann schwelgten wir bis elf Uhr im süßesten Liebesgetändel.

Das Verhältniß war nicht nur meiner Gesundheit, sondern auch meinen Finanzen zuträglich; denn außer dem Trinkgeld, das ich dem mir völlig ergebenen Dienstmädchen spendete, hatte ich weder Toiletten noch Miethe u. s. w. zu bezahlen. Ich war also recht zufrieden.

Da weilte ich eines Montags wieder einmal bei Helene. Ich hatte gerade ein schönes Stündchen mit ihr verlebt, als es gegen zehn Uhr plötzlich an der Thür klopfte und das Mädchen uns von außen zurief:

„Der Herr kommt nach Hause — ich hör', wie er die Korridorthür aufschließt!“

„Schnell über die Hintertreppe!“ drängte Helene entsetzt.

Hatte man uns dem Gatten verrathen? Hatte er von selbst etwas geahnt? Ich weiß es nicht; jedenfalls sprang ich von der Seite meiner Freundin, ergriff meine auf einem Sessel liegenden Kleider und stürzte in das Nebengemach und von dort auf den kleinen Gang, der zur Hintertreppe führte. Diese diente nur für die größeren Wohnungen; die meinige, sowie alle kleinen Logis der anderen Stockwerke hatten nur einen Ausgang auf die große Treppe. Im bloßen Hemde, meine Sachen unter dem Arm, meine Mütze auf dem Kopfe, befand ich mich in einer verfluchten Situation; ich mußte mich entweder auf der Treppe anziehen, oder, um wieder in meine Bude zu kommen, dem Portier ein Aergerniß geben.

Ich faßte einen verzweifelten Entschluß und war in zwei Sägen im Korridor des ersten Stockes. Hier klingelte ich auf's Gerathewohl, denn ich kannte die Miether gar nicht. Ein nettes Böfchen kam mit einem Lichte und öffnete mir. Als sie einen halb bekleideten Mann vor sich sah, schrie sie auf. Da ich natürlich nicht viel Zeit hatte, mit ihr zu parlamentiren, schob ich sie bei Seite. Dann tappte ich im Finstern durch mehrere Zimmer und befand mich plötzlich in einem großen, durch eine Mablasterlampe erhellten Schlafgemach.

„Was soll Das, Rosa?“ fragte eine Stimme aus dem Bette.

Und ich sah ein sehr hübsches, aber ziemlich fettes Lärchen erscheinen. Das junge Weib stieß einen Angstschrei aus, als es mich erblickte; dann schlug sie aber sogleich eine helle Lache an.

„Himmel, der Herr Lieutenant!“ rief sie.

Sie hatte mich erkannt. Das inzwischen beigeprungene Mädchen starrte mir in's Gesicht und rief nun auch:

„Der Dragoneroffizier von unten!“

„Aber, mein Herr, was fällt Ihnen denn ein?“ fragte mich das liebliche Weib, das sich im Bette aufgerichtet hatte und nicht aufhörte, zu lachen.

Fünf Minuten später war sie über meinen merkwürdigen Besuch aufgeklärt.

„Rosa,“ sagte sie schließlich zu ihrem dienstbaren Geist, „beehre uns mit Deiner Abwesenheit! — Und Sie, Herr

Lieutenant,“ fügte sie hinzu, als das Böfchen fort war, „gehen Sie in's Nebenzimmer und kleiden Sie sich an.“

Ich mußte höllisch verblüfft sein, denn anstatt zu thun, was sie mir sagte, blieb ich wo ich war und überhörte, was sie mir sagte. . . .“

„Und dann?“ fragte der dicke Premier.

„Das Weitere kannst Du Dir denken. Da die über der meinigen gelegene Wohnung im ersten Stock leer stand, mietete ich sie am andern Tag, und so sind a tempo mein Herz und meine Möbel umgezogen.“

An die Eine oder die Andere.

Elise ruht auf weichen Kissen
Und träumt dabei von einem Mann,
Wie mit dem keuschesten Gewissen
Man so etwas doch träumen kann.

Da blitzt die Sonne durch den Vorhang,
Unglänzt das liebliche Gesicht;
Die Sonne sieht gar manchen Vorgang,
Allein so etwas sah sie nicht.

Der Busen hebt und senkt sich leise,
Das Antlitz ist verklärt vom Traum,
Kein Wunder, wenn nach Menschenweise
Sie Helios küßt, sie merkt es kaum.

Ja, Helios, Du magst ruhig küssen,
D'rum küß nur weiter, küß recht keck,
Du wirst wohl selber es schon wissen,
Küßst nicht wie ich — die Schminke weg.

Heinz Neumann.

Spanisch.

Von Armand Silvestre.

I.

Die Gefühle und Eindrücke der Menschen sind weit entfernt, sich bei Allen in der gleichen Weise zu äußern. Nicht immer sind Thränen der Ausdruck des Kummers; man hat schon Menschen gesehen, die so lange lachten, bis sie Thränen vergossen und das Lachen („diese Eigenschaft des Menschen“ — wie Rabelais sagt, der die Hunde nicht genügend beobachtet zu haben scheint) verräth auch nicht immer die Freude, vielmehr drückt sich darin oft der Schrecken aus, den ein gar zu grausamer Schlag uns verursacht hat. Jeder hat seine eigene Art, seine Gefühle auszudrücken, möchte ich behaupten. Eine berühmte Tragödin unserer Zeit beispielsweise beginnt, am Gipfelpunkte des Schmerzes angelangt, eine große Verwüstung von Leinenzug anzurichten. Im kritischsten Augenblicke des Drama's hat sie stets ein Schnupftuch zur Hand,

welches sie zerbeißt oder in Fetzen zerreißt. Hätte ein grausamer Zufall sie in einen Harem geleitet, sie hätte alle Schnupftücher vernichtet, welche die Galanterie ihres Herrn und Gebieters ihr zugeworfen haben würde. Ich habe einen Notar gekannt, welcher vor dem Tribunal der Verführung minderjähriger Mädchen überwiesen, sich sehr heftig die Nase zu kratzen begann. Das war die Geberde, zu welcher die Scham und die Verzweiflung ihn drängten. Die moralischen Ursachen und die physischen Wirkungen stehen denn keineswegs in einem so innigen Einklange wie man sich einbildet. In der Wechselbeziehung derselben bleibt noch Raum genug für die Phantasie.

So sprach ich in gelehrter Weise vor meinem Freunde Diaz Brambilla, als dieser mich unterbrach, um zu bemerken:

— Sie haben nur zu sehr recht; mehr als Sie glauben.

— Wie verstehen Sie Das, Caballero?

— Ich will sagen, daß Sie zumeist Paradoxe zu sprechen scheinen und doch nur die einfachsten Wahrheiten sagen. Sie verfechten durchaus wahre Dinge, ohne selbst daran zu glauben. Es ist durchaus zutreffend, daß gewisse Eindrücke völlig unerwartete Kundgebungen hervorrufen. „Die Freude erzeugt Furcht“ hat eine sehr geistreiche Frau geschrieben und bewiesen. Wissen Sie, was der Schmerz bewirken kann? Nein; nun, ich will es Ihnen zu wissen geben, indem ich Ihnen das wahrhaftige Abenteuer meines edlen Vettters Don Placidio de la Buenarida erzähle, der mit Ihrer gütigen Erlaubniß Grand von Spanien gewesen.

— Mir ist Das Schnuppe!

— Umso besser und seien Sie bedankt im Namen meiner Familie.

II.

Dieser Don Placidio de la Buenarida war ein kleines Männchen mit einem runden Bäuchlein, aber keineswegs lächerlich von Aussehen. In seinem Antlitze las man den Adel und ein kleinwenig auch die Verdummung, welche den Kindern der sich erschöpfenden edlen Geschlechter eigen ist. Er war übrigens ein wegen seiner Herzengüte und seiner großen Empfindlichkeit berühmter Mann. Er war der einzige Spanier meiner Bekanntschaft, der einen Stierkampf nicht bis zu Ende ansehen konnte. In seinem Hause herrschten milde und patriarchalische Sitten. Er umgab mit zärtlicher Sorgfalt seine Gemahlin Beppa, die von sehr zarter Gesundheit war. Er war in allen Stücken ein musterhafter Ehegatte und dies war kein großes Verdienst, denn Beppa war eine reizende Person, eine weiße Rose, auf welcher ein schwarzer Falter sich niedergelassen, so lilienweiß war ihr Teint und so dunkel war die Nacht ihrer Haare; sie war etwas zu mager für mich und für Sie, die wir die vollen Formen lieben; aber eine unendliche Anmuth lag in ihrer ganzen Person und die Art, wie der Fächer zwischen ihren feinen Fingern rollte, hätte einen Heiligen in Versuchung führen können. Alle Welt bewunderte das ruhige Glück dieses Ehepaares und alljährlich ward der Hochzeitstag Don Placidios und seiner Gemahlin Beppa im Kreise der Freunde und Nachbarn mit einem reichen Aufwande von Chocolat und Malaga festlich begangen. Wenn alle Welt den Reizen der Sennorita de Buenarida Gerechtigkeit widerfahren ließ, so

schätzte man in ihrem Gatten den Freimuth des Charakters; er trieb die Offenheit oft bis zum Cynismus; er war ein Mann, der sozusagen das Herz in der offenen Hand trug.

Es gab denn auch eine allgemeine Trauer in der ganzen Gegend, als Beppa in Folge einer Erkältung starb. Das Unglück kam so plötzlich, daß man sich besorgt fragte, ob der arme Gatte in seinem namenlosen Schmerze nicht den Verstand verlieren werde.

Thatsache ist, daß der Unglückliche einen solchen Strom von Thränen vergoß, daß man davon hätte in den Manzanares leiten wollen, welcher — wie man weiß — einen großen Theil des Jahres sehr arm an Wasser ist. Und die Seufzer, die er ausstieß, waren so gewaltig, daß man sie gerne in der großen Orgel der Kathedrale aufgefangen haben würde, in welcher mehrere Pfeifen ganz tonlos geworden waren.

III.

Der traurige Begräbnistag ist vorüber. Die sanfte Beppa ruht in dem Bette, das man nicht mehr verläßt. Das frische Grab ist mit Rosen geschmückt und der Mond schießt sich an, sein Silberlicht darüber auszugießen. Doch verlassen wir diesen traurigen Ort und kehren wir nach dem Kastell unseres armen Don Placidio zurück, der sich völlig seinem unendlichen Leid hingibt, umgeben von den Seinigen, die ihn vergebens zu trösten suchen. Denn in der That jammert er Alle, wie er sich mit den Fäusten das Gesicht zerarbeitet, wie er die Spitzen seines Jabots zerreißt, wie er abwechselnd flucht und lästert, wie er schluchzend die todte Gattin ruft und den Tod herbeisehnt, um mit ihr in einer besseren Welt vereinigt zu sein. Sein Bäuchlein ward von einem herzerweichenden Schluchzen geschüttelt und zuweilen verließen ihn plötzlich seine Kräfte, daß man glauben mochte, er wolle in Ohnmacht sinken. „Ach, meine süße, gute Beppa!“ schrie er; — „ist es möglich, daß ein neidisches Geschick uns für immer getrennt hat! Nein, nein, ich komme zu Dir.“ Und immer von neuem brach sein Jammer hervor, bis seine Verwandten selbst von seiner Verzweiflung angesteckt wurden und die Kniee seiner sammtenen Beinkleider mit ihren Thränen neigten.

Plötzlich erhob sich Don Placidio de Buenarida und stürmte mit hoch erhobenen Händen aus dem Gemache.

— Man muß ihm folgen! sagte sogleich der Vetter Gomez de la Quéréquita.

Allein die Base Mercedes sagte dem Vetter Gomez ein Wörtchen ins Ohr, welches diesen sogleich zurückhielt. „Das mag sein,“ murmelte er; er hat in der That zu viel davon gegessen.“

Und Alle benützten die Abwesenheit des jungen Wittwers, um sich rühmend über die große Liebe zu äußern, die er seiner verstorbenen Frau widmete, und über den unendlichen Schmerz, mit welchem er ihr Andenken ehrte. „Du würdest mich gewiß nicht so betrauern,“ sagte mehr denn eine Frau bissig zu ihrem legitimen Besitzer. — „Ach, laß es nur darauf ankommen,“ erwiderte darauf lebenswürdig der also verdächtige Gatte. Unter solchen kleinen Familienzwiesgesprächen verfloß rasch eine Viertelstunde, ehe man sich dessen versch.

IV.

— Aber er kommt nicht zurück, wiederholte jetzt Gomez besorgt. Ich gebe zu, Frau Mercedes, daß er davon viel gegessen hat, aber endlich . . .

— Die Sache beginnt in der That beunruhigend zu werden, sagte jetzt der Vetter Diego. Er war so trostlos! Er wird sich doch nicht irgendwo, in einem versteckten Winkel, den Hals abgeschnitten oder an einen Balken aufgekniüpft haben! Ein Gemurmel des Entsetzens ging durch die Gesellschaft und die Frauen erklärten, ein Zweifel sei nicht möglich und Alles in seinem Betragen habe auf einen tragischen Entschluß hingedeutet.

— Laß uns das ganze Schloß durchsuchen, sagte der weise Gomez.

Doch der Vetter Diego hielt ihn zurück.

— Don Placidio weiß was er thut, sprach er; und wenn er entschlossen ist, einen solchen äußersten Schritt zu thun, so wird ihn Keiner von uns davon abzubringen vermögen.

Anderer wieder erklärten, ihre empfindlichen Nerven gestattet ihnen nicht, einen so furchtbaren Anblick zu schauen, wie derjenige, den der todte Don Placidio bieten mußte.

— So kann denn Don Pancraccio allein sich dieser schwierigen Aufgabe unterziehen, sagte Donna Mercedes.

Don Pancraccio war der eigene Schwager des Don Placidio, der diesem vor wenigen Augenblicken erst ewige Anhänglichkeit zugeschworen, die er schon dem Andenken seiner vielbetrauernten Schwester schulde. Bereits in ehrwürdigem Alter stehend, Richter von Beruf, feierlich in seinem Auftreten wie ein Parade-Maulthier, besaß Don Pancraccio in der That Alles was nöthig war, um Don Placidio an die Gebote der Pflicht und der Ergebung zu erinnern. Er unterzog sich denn der Aufgabe, welche das allgemeine Vertrauen ihm zuwies und als praktischer Mann, der er war, vergewisserte er sich vor Allem, daß die ziemlich unsaubere Annahme der Base Mercedes unbegründet sei. Sodann begann Don Pancraccio sorgfältig die übrigen Gemächer des Schloßes abzusuchen, sich überall genau überzeugend, daß kein Mann an den wappengeschmückten Zimmerbalken hänge, noch auch im eigenen Blute am Boden liege.

So war er im obersten Stockwerk angekommen, wo er eine letzte Thüre aufstieß. Ach, meine Kinder! er glaubte umsinken zu müssen und er hatte in der Gurgel ein Gefühl, als hätte er eine Gräte geschluckt. Und fürwahr: seine Verblüffung war wohlbegründet. In dem obersten Stübchen, welches einer der Mägde des Schloßes als Schlafkammer diente, einer süperben Katalonierin, von der Gattung derjenigen, deren Fleisch hart ist wie das der grünen Pflirsche, spielte Don Placidio mit eben dieser Magd eine heiße Variation des ewigen Themas, welchem die Menschheit ihr Dasein verdankt.

Als Don Pancraccio die Stimme wieder fand, konnte er nicht umhin, entrüstet auszurufen:

— Aber Don Placidio! an einem solchen Tage!

Doch Don Placidio schien keine Scham zu fühlen; er warf sich seinem Schwager in die Arme und erwiderte schluchzend:

— Ach, Don Pancraccio, ich bin dermaßen bekümmert, daß ich nicht mehr weiß, was ich thue!

Caviar-Schnitten.

Die bezähmte Widerspenstige.

Rosaura (schluchzend): „Vater, ich kann den Löwenstein nicht heirathen, er ist mir zu roh!“

Vater: „Schweig, De wersch't'n heirathen. Laß'n Der kochen.“

W. Sch.

*

Mißglückte Galanterie.

Herr (im Theater): „Darf ich Ihnen, mein Fräulein, einen Platz anbieten? . . . Sie sehen schon ganz abgestanden aus!“

W. Sch.

*

Bedenkliche Zurechtweisung.

David: „Vater, ist das wahr: der Lehrer sagte heut, wir stammen von den Affen ab?“

Vater (entrüstet): „Ich nicht! vielleicht Du . . .“

W. Sch.

*

In der Soirée.

„Du, schau'nur 'mal, wie uns die Kleine da drüber immer fixirt!“

„Wahrhaftig. — — Die muß aber noch sehr ungelobt sein.“

W. Sch.

*

Im Uhrenladen.

Herr Lemmich, dessen eheliches Mißgeschick stadtbekannt ist, erscheint in einem Uhrenladen und verlangt eine Uhr zu kaufen.

— Was für eine wünschen Sie? fragt der Kaufmann zuvorkommend.

— Am liebsten eine solche, erwidert Herr Lemmich seufzend, durch welche ich erfahren könnte, wie viel es bei meiner Frau geschlagen hat.

*

Grün.

Der junge Herr K. kommt bei Tische an der Seite einer sehr reifen Dame zu sitzen. Im Verlaufe des Dinens geschieht es einmal, daß er von ungefähr mit dem Fuße an denjenigen seiner Nachbarin anstößt.

— Oh, Madame, verzeihen Sie meine Ungeschicklichkeit . . . ich habe an Ihren Fuß angestoßen . . . stammelt der Jüngling verlegen.

— Ich habe es wohl gemerkt, erwidert die Dame, aber ich wußte nicht, daß es aus Ungeschicklichkeit geschah! . . .

*

Bescheiden.

Herr K., der sich mit Anderen gern einen Spaß erlaubt, trat neulich in einen Confiten-Laden, wo es hübsche Ladens-Mamsellen gab und wandte sich an die Hübscheste mit dem Verlangen:

— Mein Fräulein, könnte ich nicht einen halben Sito — verbotener Früchte haben?

welches sie zerbeißt oder in Fegen zerreißt. Hätte ein grausamer Zufall sie in einen Harem geleitet, sie hätte alle Schnupftücher vernichtet, welche die Galanterie ihres Herrn und Gebieters ihr zugeworfen haben würde. Ich habe einen Notar gekannt, welcher vor dem Tribunal der Verführung minderjähriger Mädchen überwiesen, sich sehr heftig die Nase zu kratzen begann. Das war die Geberde, zu welcher die Scham und die Verzweiflung ihn drängten. Die moralischen Ursachen und die physischen Wirkungen stehen denn keineswegs in einem so innigen Einklange wie man sich einbildet. In der Wechselbeziehung derselben bleibt noch Raum genug für die Phantasie.

So sprach ich in gelehrter Weise vor meinem Freunde Don Brambilla, als dieser mich unterbrach, um zu bemerken:

— Sie haben nur zu sehr recht; mehr als Sie glauben.

— Wie verstehen Sie Das, Caballero?

— Ich will sagen, daß Sie zumeist Paradoxe zu sprechen scheinen und doch nur die einfachsten Wahrheiten sagen. Sie verfechten durchaus wahre Dinge, ohne selbst daran zu glauben. Es ist durchaus zutreffend, daß gewisse Eindrücke völlig unerwartete Kundgebungen hervorrufen. „Die Freude erregt Furcht“ hat eine sehr geistreiche Frau geschrieben und bemerkt. Wissen Sie, was der Schmerz bewirken kann? Nein; nun, ich will es Ihnen zu wissen geben, indem ich Ihnen das wahrhaftige Abenteuer meines edlen Vetter Don Placidio de la Buenarida erzähle, der mit Ihrer gütigen Erlaubniß Grand von Spanien gewesen.

— Mir ist Das Schnuppe!

— Umso besser und seien Sie bedankt im Namen meiner Familie.

II.

Dieser Don Placidio de la Buenarida war ein kleines Mäuschen mit einem runden Bäuchlein, aber keineswegs lächerlich von Aussehen. In seinem Antlitz las man den Adel und ein kleinwenig auch die Verdummung, welche den Kindern der sich erschöpfenden edlen Geschlechter eigen ist. Er war übrigens ein wegen seiner Herzensgüte und seiner großen Empfindlichkeit berühmter Mann. Er war der einzige Spanier meiner Bekanntschaft, der einen Stierkampf nicht bis zu Ende ansehen konnte. In seinem Hause herrschten milde und patriarchalische Sitten. Er umgab mit zärtlicher Sorgfalt seine Gemahlin Beppa, die von sehr zarter Gesundheit war. Er war in allen Stücken ein musterhafter Ehegatte und dies war kein großes Verdienst, denn Beppa war eine reizende Person, eine weiße Rose, auf welcher ein schwarzer Falter sich niedergelassen, so lilienweiß war ihr Teint und so dunkel war die Nacht ihrer Haare; sie war etwas zu mager für mich und für Sie, die wir die vollen Formen lieben; aber eine unendliche Anmuth lag in ihrer ganzen Person und die Art, wie der Fächer zwischen ihren feinen Fingern rollte, hätte einen Heiligen in Versuchung führen können. Alle Welt bewunderte das ruhige Glück dieses Ehepaars und alljährlich ward der Hochzeitstag Don Placidios und seiner Gemahlin Beppa im Kreise der Freunde und Nachbarn mit einem reichen Aufwande von Chocolat und Malaga festlich begangen. Wenn alle Welt den Reizen der Senorita de Buenarida Gerechtigkeit widerfahren ließ, so

schätzte man in ihrem Gatten den Freimuth des Charakters; er trieb die Offenheit oft bis zum Cynismus; er war ein Mann, der sozusagen das Herz in der offenen Hand trug.

Es gab denn auch eine allgemeine Trauer in der ganzen Gegend, als Beppa in Folge einer Erkältung starb. Das Unglück kam so plötzlich, daß man sich besorgt fragte, ob der arme Gatte in seinem namenlosen Schmerze nicht den Verstand verlieren werde.

Thatsache ist, daß der Unglückliche einen solchen Strom von Thränen vergoß, daß man davon hätte in den Manzanares leiten wollen, welcher — wie man weiß — einen großen Theil des Jahres sehr arm an Wasser ist. Und die Seufzer, die er ausstieß, waren so gewaltig, daß man sie gerne in der großen Orgel der Kathedrale aufgefangen haben würde, in welcher mehrere Pfeifen ganz tonlos geworden waren.

III.

Der traurige Begräbnistag ist vorüber. Die sanfte Beppa ruht in dem Bette, das man nicht mehr verläßt. Das frische Grab ist mit Rosen geschmückt und der Mond schießt sich an, sein Silberlicht darüber auszugießen. Doch verlassen wir diesen traurigen Ort und kehren wir nach dem Kastell unseres armen Don Placidio zurück, der sich völlig seinem unendlichen Leid hingibt, umgeben von den Seinigen, die ihn vergebens zu trösten suchen. Denn in der That jammert er Alle, wie er sich mit den Fäusten das Gesicht zerarbeitet, wie er die Spitzen seines Tabots zerreißt, wie er abwechselnd flucht und lästert, wie er schluchzend die todte Gattin ruft und den Tod herbeisehnt, um mit ihr in einer besseren Welt vereinigt zu sein. Sein Bäuchlein ward von einem herzerreißenden Schluchzen geschüttelt und zuweilen verließen ihn plötzlich seine Kräfte, daß man glauben mochte, er wolle in Ohnmacht sinken. „Ach, meine süße, gute Beppa!“ schrie er; — „ist es möglich, daß ein neidisches Geschick uns für immer getrennt hat! Nein, nein, ich komme zu Dir.“ Und immer von neuem brach sein Jammer hervor, bis seine Verwandten selbst von seiner Verzweiflung angesteckt wurden und die Kniee seiner sammtenen Beinkleider mit ihren Thränen netzten.

Plötzlich erhob sich Don Placidio de Buenarida und stürmte mit hoch erhobenen Händen aus dem Gemache.

— Man muß ihm folgen! sagte sogleich der Vetter Gomez de la Quéréquita.

Allein die Base Mercedes sagte dem Vetter Gomez ein Wörtchen ins Ohr, welches diesen sogleich zurückhielt. „Das mag sein,“ murmelte er; er hat in der That zu viel davon gegessen.“

Und Alle benützten die Abwesenheit des jungen Wittwers, um sich rühmend über die große Liebe zu äußern, die er seiner verstorbenen Frau widmete, und über den unendlichen Schmerz, mit welchem er ihr Andenken ehrte. „Du würdest mich gewiß nicht so betrauern,“ sagte mehr denn eine Frau bissig zu ihrem legitimen Besitzer. — „Ach, laß es nur darauf ankommen,“ erwiderte darauf liebenswürdig der also verdächtige Gatte. Unter solchen kleinen Familien-Zwiegesprächen verfloß rasch eine Viertelstunde, ehe man sich dessen versah.

IV.

— Aber er kommt nicht zurück, wiederholte jetzt Gomez besorgt. Ich gebe zu, Frau Mercedes, daß er davon viel gegessen hat, aber endlich . . .

— Die Sache beginnt in der That beunruhigend zu werden, sagte jetzt der Vetter Diego. Er war so trostlos! Er wird sich doch nicht irgendwo, in einem versteckten Winkel, den Hals abgeschnitten oder an einen Balken aufgekniüpft haben! Ein Gemurmel des Entsetzens ging durch die Gesellschaft und die Frauen erklärten, ein Zweifel sei nicht möglich und Alles in seinem Betragen habe auf einen tragischen Entschluß hingedeutet.

— Laß uns das ganze Schloß durchsuchen, sagte der weise Gomez.

Doch der Vetter Diego hielt ihn zurück.

— Don Placidio weiß was er thut, sprach er; und wenn er entschlossen ist, einen solchen äußersten Schritt zu thun, so wird ihn Keiner von uns davon abzubringen vermögen.

Andere wieder erklärten, ihre empfindlichen Nerven gestatteten ihnen nicht, einen so furchtbaren Anblick zu schauen, wie derjenige, den der todte Don Placidio bieten mußte.

— So kann denn Don Pancraccio allein sich dieser schwierigen Aufgabe unterziehen, sagte Donna Mercedes.

Don Pancraccio war der eigene Schwager des Don Placidio, der diesem vor wenigen Augenblicken erst ewige Anhänglichkeit zugeschworen, die er schon dem Andenken seiner vielbetrauernten Schwester schulde. Bereits in ehrwürdigem Alter stehend, Richter von Beruf, feierlich in seinem Auftreten wie ein Parade-Maulthier, besaß Don Pancraccio in der That Alles was nöthig war, um Don Placidio an die Gebote der Pflicht und der Ergebung zu erinnern. Er unterzog sich denn der Aufgabe, welche das allgemeine Vertrauen ihm zuwies und als praktischer Mann, der er war, vergewisserte er sich vor Allem, daß die ziemlich unsaubere Annahme der Base Mercedes unbegründet sei. Sodann begann Don Pancraccio sorgfältig die übrigen Gemächer des Schlosses abzusuchen, sich überall genau überzeugend, daß kein Mann an den wappengeschmückten Zimmerbalken hänge, noch auch im eigenen Blute am Boden liege.

So war er im obersten Stockwerk angekommen, wo er eine letzte Thüre aufstieß. Ach, meine Kinder! er glaubte umsinken zu müssen und er hatte in der Gurgel ein Gefühl, als hätte er eine Gräte geschluckt. Und fürwahr: seine Verblüffung war wohlbegründet. In dem obersten Stübchen, welches einer der Mägde des Schlosses als Schlafkammer diente, einer süpperben Katalonierin, von der Gattung derjenigen, deren Fleisch hart ist wie das der grünen Pfirsiche, spielte Don Placidio mit eben dieser Magd eine heiße Variation des ewigen Themas, welchem die Menschheit ihr Dasein verdankt.

Als Don Pancraccio die Stimme wieder fand, konnte er nicht umhin, entrüstet auszurufen:

— Aber Don Placidio! an einem solchen Tage!

Doch Don Placidio schien keine Scham zu fühlen; er warf sich seinem Schwager in die Arme und erwiderte schluchzend:

— Ach, Don Pancraccio, ich bin dermaßen bekümmert, daß ich nicht mehr weiß, was ich thue!

Caviar-Schnitten.

Die bezähmte Widerspenstige.

Rosaura (schluchzend): „Vater, ich kann den Löwenstein nicht heirathen, er ist mir zu roh!“

Vater: „Schweig, De werscht'n heirathen. Laß'n Der kochen.“
W. Sch.

*

Mißglückte Galanterie.

Herr (im Theater): „Darf ich Ihnen, mein Fräulein, einen Platz anbieten? . . . Sie sehen schon ganz abgestanden aus!“
W. Sch.

*

Bedenkliche Zurechtweisung.

David: „Vater, ist das wahr: der Lehrer sagte heute, wir stammen von den Affen ab?“

Vater (entrüstet): „Ich nicht! vielleicht Du . . .“
W. Sch.

*

In der Soirée.

„Du, schau' nur 'mal, wie uns die Kleine da drüben immer fixirt!“

„Wahrhaftig. — — Die muß aber noch sehr unverlobt sein.“
W. Sch.

*

Im Uhrenladen.

Herr Lemmich, dessen eheliches Mißgeschick stadtbekannt ist, erscheint in einem Uhrenladen und verlangt eine Uhr zu kaufen.

— Was für eine wünschen Sie? fragt der Kaufmann zuvorkommend.

— Am liebsten eine solche, erwidert Herr Lemmich seufzend, durch welche ich erfahren könnte, wie viel es bei meiner Frau geschlagen hat.

*

Grün.

Der junge Herr K. kommt bei Tische an der Seite einer sehr reifen Dame zu sitzen. Im Verlaufe des Diners geschieht es einmal, daß er von ungefähr mit dem Fuße an denjenigen seiner Nachbarin anstößt.

— Oh, Madame, verzeihen Sie meine Ungeschicklichkeit . . . ich habe an Ihren Fuß angestoßen . . . stammelt der Jüngling verlegen.

— Ich habe es wohl gemerkt, erwidert die Dame, aber ich wußte nicht, daß es aus Ungeschicklichkeit geschah! . . .

*

Bescheiden.

Herr K., der sich mit Anderen gern einen Spaß erlaubt, trat neulich in einen Confiseur-Laden, wo es hübsche Ladens-Mamsellen gab und wandte sich an die Hübscheste mit dem Verlangen:

— Mein Fräulein, könnte ich nicht einen halben Kilo — verbotener Früchte haben?



Gerächt.

Novelle von S. In. Pora.

Mit einem seltsamen Blicke sah sie ihn an. Hatte sie verstanden, was er vor sich hingemurmelt, als sie seine allzustürmische Leidenschaft durch ein strenges, abweisendes Wort gezügelt? Hatte sie die wenigen Worte verstanden, die leise über seine bebenden Lippen geglitten: „Ich räche mich später durch namenlose Wonnen!“?

Fast schien es so. Ihre tiefdunklen Augen leuchteten in verzehrendem Schimmer auf, wie in Ahnung einer unendlichen Glückseligkeit, aber — um den weichen, schöngeschwungenen Mund legte sich ein herbes, verächtliches Lächeln, das sieghafte, selbstbewußte Lächeln überlegener Kraft und Sicherheit.

„Stehen Sie auf, Kurt, beginnen Sie keine Thorheiten, mein Mann muß jeden Augenblick zurückkehren und wenn er Sie in dieser Stellung fände, würden Sie vielleicht schwerer für Ihren Leichtsinn gestraft, als ich — Ihnen wünschen möchte.“

Langsam erhob sich Kurt von Wellshelm aus seiner knieenden Lage, schaute die schöne Frau von Mené mit seinen großen blauen Augen fest an und sagte: „Ich danke Ihnen, Ellen, für den Schlusssatz, er gibt mir Hoffnung. Ich komme wieder!“

Plötzlich fühlte sie einen brennenden Kuß auf ihren Lippen und ehe sie den Verwegenen zur Rede stellen konnte, schloß sich die Portiére hinter der schlanken Gestalt.

„Der Unverschämte,“ stieß sie halblaut hervor, um dann die Hände vor das Gesicht zu schlagen und in krampfhaftes Schluchzen auszubrechen.

*

Sie waren Verwandte und hatten sich früher als Kinder gekannt, wo eine schwärmerische Neigung Beide verbunden

hatte, ohne daß sie sich von den fast noch unverstandenen Gefühlen Rechenschaft abgelegt hätten. Das Leben trennte sie. Er wuchs in einer fernen Stadt auf, ward Offizier und eines Tages wollte es das Schicksal, daß er nach P. versetzt wurde, um dort seine Base als Frau des Geheimrath von Mené wiederzufinden, eines schon ältlichen Herrn, der ihr mehr Freundschaft als Liebe entgegenbrachte. Nach kurzer Zeit stieg aus der halben Vergessenheit die alte Jugendliebe wieder empor, wenigstens bei ihm, aber in heißerer, glühenderer Form und nachdem er lange mit sich gerungen, hatte seine Leidenschaft gesiegt und er war ihr zu Füßen gesunken. Zuerst hatte sie darüber gelacht, wie sie aber den Ernst seiner Leidenschaft gewahrte, und zu ahnen begann, wohin sich seine Wünsche verstiegen, hatte sie ihn streng abgewiesen.

Die Nacht war herabgesunken. Schlaflos lag das junge Weib in den duftigen Kissen. Immer und immer wieder hörte sie Kurts leidenschaftliche Worte in ihrem Ohre ertönen: „Ich räche mich durch namenlose Wollust.“ Die brennende Röthe der Scham stieg ihr in die Wangen, aber fortwährend, wie unter einem Zwange mußte sie den Satz vor sich hinhimmeln und den Inhalt überdenken. Mit weit geöffneten Augen starrte sie in das matt erhellte Zimmer hinein; sie sah Kurt in seiner hübschen Uniform vor sich stehen, deutlich sah sie die Umrisse der schlanken, jugendfrischen Gestalt, sie sah die blauen Augen voll leidenschaftlichen Feuers, sie fühlte den Kuß auf ihren Lippen brennen und glaubte noch das Streifen seines Schnurbartes auf ihren Wangen zu spüren. Ein heißes, übermächtiges Gefühl stieg in ihr auf, ihr herrlich geformter Busen hob sich in tiefen Athemzügen und in unendlicher Sehnsucht flüsteren ihre Lippen den Namen des Geliebten — — —

*

Einförmige, öde Tage schlichen dahin. Kurt kam nicht wieder. Ellen sah blaß und übernächtigt aus. Tag für Tag saß sie am Fenster und blickte auf die Straße hinaus, um bei einem plötzlichen Klingeln erschreckt zusammenzufahren. Blässe und Röthe wechselten dann auf ihrem schönen Gesichte und die Hand preßte sich auf das heftig schlagende Herz — ob in Furcht vor der eigenen Leidenschaft?

Eine Woche war seit jenem Tage vergangen, wo Kurt die unerhörten Worte geflüstert. Wieder war es der Klubabend des Geheimraths, an dem dieser nicht vor Mitternacht nach Hause zu kommen pflegte. Eine nervöse Unruhe hatte sich der jungen Frau bemächtigt, eine innere Stimme sagte ihr: „Heute wird er kommen.“ Sie wagte nicht ihren Gedanken nachzuhängen; denn that sie es einmal, so fing ihr Herz an zu pochen und Bilder zogen an ihrem Geiste vorüber, die sie wie eine Rose erglühen machten. „Nein, er wird es nicht wagen,“ dachte sie dann, „nein, das wäre ja schrecklich!“ Und doch lag bei diesen Gedanken ein sehnsüchtiger Zug auf ihrem Antlitz.

Hätte Kurt geahnt, welch' eine völlige Umwälzung mit seiner Base vor sich gegangen, er wäre wohl schon früher wiedergekommen, aber er wagte nicht zu hoffen, daß seine Leidenschaft gezündet hätte. Wohl zählte er auf den Sieg, aber daß die acht Tage ihn seinem Ziele so viel näher gebracht hatten, das ahnte der Glückliche nicht.

*

„Wen erwartest Du denn heute Abend?“ fragte der Geheimrath, als er bemerkte, daß seine Frau ein Gedeck mehr auflegen ließ.

„Nun, ich denke, Wellenheim wird noch auf ein Stündchen kommen; ich glaube, er sagte es das letzte Mal.“

„Dein Vetter kommt jetzt so wenig; habt Ihr Euch erzürnt?“

Doch ehe die junge Frau antworten konnte, öffnete sich die Thür und Kurt trat ein. Ein Beben ging durch die Gestalt Ellens, so daß sie fast die Theetasse, die sie im Begriff war auf den Tisch zu setzen, hätte fallen lassen.

Mit einem Blick gewahrte Kurt ihr verändertes Aussehen, ihre Verlegenheit und — das dritte Gedeck. „Sie hat mich erwartet,“ dachte er und ein wunderbar seliges Gefühl schwellte seine Brust.

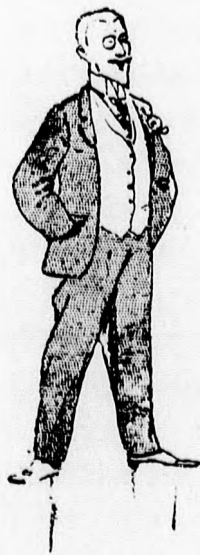
Die Abendmahlzeit verging unter gleichgiltigen Gesprächen. Beide thaten sich Zwang an, ruhig zu erscheinen und doch fanden sich die Hände öfter zusammen als nöthig, und wenn die Füße sich zufällig berührten, sahen sich Vetter und Base verstohlen an, während Ellens Wangen sich in Purpur tauchten.

Endlich aber waren sie allein, nachdem der Geheimrath sich unter vielen Entschuldigungen zum Klub aufgemacht hatte.

Ein Gefühl der Angst überkam Ellen plötzlich und ehe Kurt ein Wort an sie richten konnte, sagte sie mit bebender Stimme: „Kurt, verlassen Sie mich, ich kann Sie nicht mehr anhören, nachdem Sie bei Ihrem letzten Hiersein solche Worte an mich gerichtet. Ich bitte Sie, gehen Sie fort!“

„Und Du hast mich doch erwartet! Nein, ich gehe nicht! Sieh', hier liege ich zu Deinen Füßen wie damals und sage Dir, daß ich Dich liebe bis zur Naserei, daß Du allein mich selig machen kannst“ und Worte sinnloser Leidenschaft entströmten seinen Lippen. Er führte sie zum Divan, umschlang die bebende Gestalt und drückte glühende Küsse auf die Lippen der nur noch schwach Widerstrebenden. Da erwachte auch in ihr wieder die ganze Gluth ihrer Zuneigung zu ihm. Mit der Leidenschaftlichkeit einer ersten Liebe trank sie seine berausenden Küsse und erwiderte sie mit einer solchen Innigkeit, daß ihm der letzte Zweifel an seinem Glücke schwand.

Mit kühner Hand löste er ihr Haar, daß es Beide unwallte. Ellen schloß die Augen in seliger Trunkenheit — — —



Der Nachtwind rauschte am Fenster, das Theewasser brodelte und die Lampe warf gedämpften Schimmer auf die beiden Glücklichen, und der Nachtwind war es auch, der nach geraumer Zeit an der geöffnerten Gartenpforte die geflüsterten Worte vernahm:

„Nun, hast Du Dich gerächt, Kurt?“
„Ja, Geliebte, mit namenlosen Wonnen!“

Silhouetten vom Sonntag.



Zwei, die noch rechtzeitig gestört werden.

Geographische Forschungen.

Ich bin ein forschender Geograph
Und forsche in Regionen,
Die mehr als jedes andere Land
Mit ihrem Anblick lohnen.

Das ist der schönste Menschenleib,
Den je ein Aug' durst' schauen;
Da gibt es Thäler und Berge der Lust,
Und grüßende Wälder und Auen.

Zwei Hügel ragen kraftvoll zur Höh',
Als trohten sie jeglichem Sturme,
Und auf dem Gipfel ist jeder gekrönt
Mit einem Aussichtsthurme.

Mehr werth als beide Hälften der Welt
Sind ihre Hemigloben.
(Ob dieser Erde beneiden gewiß
Die Engel im Himmel sie droben.)

Ihr Auge ist ein blauer See,
Er spiegelt mein Bild mir wider;
Und wirft er's schmachtend mir zurück,
Dann muß ich ihr lösen das Aieder.

Doch weiter verrath' ich kein Sterbenswort
Von der schönsten aller Frauen:
Sie könnt' mir verbieten das Forschen
am End'

In ihren blühenden Auen!

Kri-kri.



Drei Abenteuer.

Von Catulle Mendès.

Mit lebhafter Geberde und mit entschlossener Miene klappte Frau von Spérande ihren Fächer zusammen; in dem leisen Winde, den sie dabei verursachte, stieg von ihren Wangen ein kaum merkliches Wölkchen von Beloutine auf, welches langsam, leicht und verstreut sich auf die braunen Pöckchen neben ihren Augen niederließ.

— Es sei, sprach die schöne Kokette zu den drei Nebenbuhlern, die sie maßlos anbeten; ich willige ein, mich meiner gewohnten Grausamkeit zu entschlagen. Doch vernehmen Sie wohl: Jeder von Ihnen wird mir, ohne allzuviel dabei zu lügen, eines seiner Liebes-Abenteuer erzählen; und da das Wasser dorthin stieß, wo noch Wasser ist, die Millionen ihren Weg zu den Millionären nehmen, das Glück sich den Glücklichen zuwenden: wird Derjenige der Drei, dem das kostbarste, seltenste und vollkommenste Abenteuer zutheil geworden, die Gunst genießen, in Gegenwart der Anderen den rosigten und grausamen Nagel meines entblößten kleinen Fingers küssen zu dürfen.

Und der Älteste der Verliebten hub an:

„Sehr aufrichtig beklage ich jene Männer, die nicht in einem zarten Winkel ihres Herzens die Erinnerung an die unschuldigen Spiele bewahren, die sie noch ganz jung mit jungen Fräulein, des Abends, in dem schmalen Gärtchen eines kleinen Hauses in der Provinz gespielt haben. Denn es ist ihnen unbekannt geblieben die köstliche Unschuld der zugleich naiven und listigen Liebes-Ländeleien, das Gewähren, das nicht weiß, was es gewährt, das Versagen, das nicht weiß, was es versagt, der flüchtige Kummer, der in Thränen erkaufte, das flüchtige Schmollen, das im Lachen erstickt; sie kennen nicht das schneidige, gleichsam die Nerven peitschende Vergnügen, die Namen junger Mädchen in plötzlichen Freudenausbrüchen von anderen jungen Mädchen rufen zu hören; sie kennen nicht den Reiz, vor einer Thüre zu miauen, wenn die Katze jenseits der Thüre ein süßer, kleiner Engel ist; und sie kennen nicht die Wonne, zwischen den Stäben einer Sessellehne, unter den spöttischen oder neidischen Blicken der Uebrigen, die ganze eröthende Züchtigkeit der Jungfrauen auf der Wange eines einwilligenden Kindes zu küssen.

Einmal verabredeten wir ein neues Spiel; es sollte eine Rose gefunden werden, welche Lucienne — meine Bevorzugte — bei sich, in ihrem Kleide oder in ihren Haaren verbergen würde.

— Fertig! rief man mir zu.

Nun, ich konnte die Rose nicht finden. Ich durchsuchte — nicht allzu rasch — die langen Taschen ihres Rockes, wo es zwischen den Falten des Taschentuches einen Fingerhut und eine Nadelbüchse gab; vergebens schob ich ein kleinwenig den schmalen, steifen Kragen an ihrem weißen Halse weg; vergebens auch hob ich mit der Hand wie mit dem Hauch die mattblonden, feinen Haare, um zu sehen, ob das Blümchen nicht hinter ihrem kleinen Ohre sitze: ich konnte die Rose nicht finden. Ich strampfte mit den Füßen, ich biß mir in die

Lippen, ich war verzweifelt und gedemüthigt, denn die Anderen machten sich lustig über mich und der Preis für den Fund wäre ein Kuß von Lucienne gewesen!

Wüthend darüber, vergeblich gesucht zu haben, entfernte ich mich nach dem Hintergrunde des Gartens und wandelte da verdrossen im Hagebuchen-Haine umher.

Doch Lucienne schlich sich aus dem Kreise der Anderen und suchte mich auf.

— Sie haben schlecht gesucht, sagte sie.

Und sie öffnete ihren göttlich-schönen, rothen Mund, wo die Blume in einer zweiten, nur wenig größeren Blume lag.

Und sie wehrte mir nicht, die kleine Rose mit meinen Lippen von ihren Lippen zu holen.“

— Das Abenteuer ist schön und frisch wie ein Sträußchen Glockenblumen vom Felde. Allein, wer nur eine Glocke hört, der hört nur einen Ton, sprach Frau von Spérande.

Der zweite Verehrer erzählte folgendes Abenteuer:

„Während ich aus dem Hintergrunde einer Loge, gedeckt durch die geräuschvolle Claque, am Abende der ersten Aufführung, die von meiner Phantasie geschaffenen Personen leben und sich bewegen sah in der zur Wirklichkeit gewordenen Scheinwelt der Bühne; während meine Verse — diese im begeisterten Fieber glücklicher Nächte geschriebenen Verse — ihre siegreichen Reime erklingen ließen in der tiefen Stille, welche Beifall bedeutet und dann mitten in dem wüthenden Applaus: dachte ich nicht an mein Werk, noch auch an den Erfolg oder an den Ruhm! Alle meine Gedanken, alle meine Sinne, alle meine Lebenskräfte wandten sich der herrlichen Künstlerin zu, die meinem Drama Leben, meinen Worten Wohlklang lieh. Bei den Proben hatte sie mich nicht befriedigt, wir hatten sogar wiederholt lebhafteste Auseinandersetzungen mit einander gehabt und ich hatte ihre verführerische Schönheit kaum bemerkt. Aber hier, in der heißen Atmosphäre des Theaters, wo sie bei dem hellen Schalle langer Perioden die Schleppe ihres Kleides von Goldbrokat nach sich zog, ihr übermüthiges Lachen ertönen ließ, das Küsse zu heischen schien, die schönen, nackten Arme erhob, welche die Lieblosung gebieten, groß, wohlbeleibt und weiß, mit plötzlich erscheinenden Röthen unter dem lebendigen Schnee der Schultern und des Busens: da war sie allerdings im Glanze ihrer sträflichen Liebschaften die furchtbare italienische Buhlerin der alten Zeiten, so wie ich mir sie gedacht hatte, das heroische Weib der Kardinäle und Päpste. Auch ich liebte sie, wie der Held meiner Geschichte; ja, ich liebte sie, ich liebte sie! Ueber alle diese Köpfe hinweg übergoss und blendete mich das Licht ihrer Schönheit im Hintergrunde meiner finsternen Loge, und ich verauschte mich trotz der Entfernung an scharfen Gerüchen des Fleisches, wie ein Mensch, dem es vergönnt wäre, sein Haupt auf einen Blumenstrauß von Frauen zu lagern. Als der Vorhang fiel, entfloh ich. Ich kümmerte mich wenig um die Beifallsrufe, die meinen Namen begrüßten. Ich ging auch nicht auf die Bühne. Wenn ich in das Foyer gegangen wäre; wenn ich in der Nähe die bewunderungswürdige Schauspielerin gesehen hätte, die meinen Dichtertraum verwirklicht hatte, das anbetungswürdige Weib, das mich diesen Traum vergessen ließ: ich hätte mich auf sie gestürzt, um sie zu umarmen, um sie davon zu tragen. Ich war verrückt und fürchtete lächerlich und abgeschmact zu werden. Ich lief durch



— Was ist der Held Ihres Romanes, mein Fräulein?
 — Ein großmüthiger Schützer der Hilfslosen und Verlassenen.
 — Gott! ganz mein Fall!



— Aber Tette, im Winter warst Du noch Nähmamsell!
 — Im Sommer bin ich Naturfreundin . . .

die Straßen, ohne zu wissen, wohin ich gehe. Die Umschlingung, mit welcher sie den jungen Liebeshelden des Stückes eingeschlossen hatte, während er die Seele aushauchte: ich fühlte sie um meinen Leib wie einen lebendigen, feurigen Gürtel, von welchem mich nichts mehr befreien konnte. Gab es Sterne am Himmel? Nein, es waren ihre Augen; und die wahnsinnige Gluth der Leidenschaften, die von ihren Augäpfeln ausstrahlte, verfolgte mich und bemächtigte sich meiner mit rauhen Fäusten. Endlich kam ich heim, mein ganzes Wesen erfüllt von ihr. Mit Ueberraschung bemerkte ich, daß die Thüre meiner Wohnung offen stehe; und kaum war ich über die Schwelle getreten, als ich sie erblickte, in ihr königliches Costume einer römischen Courtisane gekleidet und so mich erwartend. Und es that sich der Goldbrokat auseinander und sie legte ihre glühenden, nackten Arme in gebieterischer Lieblosung um meinen Nacken.

— Ein schönes Abenteuer, fürwahr, sagte Frau von Spérande; — es war Ihnen vergönnt, in einem Weibe die Verkörperung Ihres Traumes zu besitzen. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß Sie einige Aussicht haben, den festgesetzten Preis zu erringen.

Der dritte der Rivalen erzählte Folgendes:

„Kaum hatte ich in dem Waggon Platz genommen, als ich mich auch schon unter ihrem Zauber befand. Neben einem dicken, sanften, ruhigen Herrn — augenscheinlich ihr Gatte — saß eine schwarzgekleidete Frau und las mit zerstreuter Aufmerksamkeit einen Zeitungsroman. Es war ohne Zweifel eine

Frau aus dem Bürgerstande, denn in ihrer bescheidenen Kleidung gab es keinen Zug von Raffinement; die Handschuhe an den langen Händen — graue, schwedische Handschuhe — hatten nur drei Knöpfe; der kurze Schleier ließ zwei feine, schwach geröthete Lippen sehen, die streng geschlossen blieben. Aber der ganze Himmel — ein Himmel, wie man ihn mit sechszehn Jahren sieht — war hinter dem Spitzenschleier in ihren Augen zu sehen. Ich fühlte plötzlich, daß ich in Gegenwart Derjenigen sei, die ich stets erhofft, aber nie getroffen hatte, der ich endlich begegnet war und die ich ewig lieben würde. Und eine Empfindung, ähnlich der meinigen, mußte auch sie haben. Sie mögen zweifeln, Sie mögen sich über mich belustigen: ich sage Ihnen, daß unsere Blicke sich kreuzten; unter ihren Augenwimpern gab es ein plötzliches Erwachen, wie wenn man mit einer Fackel plötzlich in ein dunkles Zimmer tritt. Und ohne sich einen Augenblick umzuwenden, ohne auch den Versuch zu machen, gegen einen übermächtigen Zauber anzukämpfen, kündete mir die zarte Ergebung eines Lächelns, das ihre endlich halb geöffneten Lippen nicht mehr verließ, daß sie sich in ihr Schicksal füge. Als ihr Gatte bei der letzten Station ausstieg, um zu fragen, wann der Zug in Brüssel eintreffen würde, ergriff ich die beiden Hände der jungen Frau und sie entzog mir sie nicht. Ganz einfach, fast mit lauter Stimme, sagte sie mir, ohne daß ich ein Wort gesprochen hätte: „Morgen Früh um zehn Uhr werde ich in der Gudula-Kirche sein.“ Auf diese Eröffnung gab ich keine Antwort, so sehr fand ich sie natür-

lich und selbstverständlich. Sie wußte ja Alles, was ich hätte antworten können. Oh, wie lieblich war doch die letzte Stunde der Reise; während der dicke und sanfte Mann schlief, saßen wir entzückt, Aug' in Auge, wortlos da. Wie köstlich war auch die Nacht, welche dem Morgen voranging, an welchem ich sie in der Kirche wiedersehen sollte. Mein Leben begann von Neuem; Alles, was bisher gewesen, verschwand; selbst mein Gedächtniß erlosch. Ich liebte zum ersten Male; ich baute an der Zauberwelt von tausend Träumen. Diese Frau, meinem höchsten Ideal so ähnlich, die ein gütiges Geschick mir in den Weg führte, will ich entführen, weit, weit, an das Ufer eines Flusses, in ein von Blumen umspunnenes Häuschen, und dort wollen wir das vollkommene Glück unserer stillen Liebe genießen! Lange vor der mir bezeichneten Stunde erwartete ich sie in der Kirche. Daß sie nicht kommen würde, war ein Gedanke, den ich nicht zu fassen vermochte. Hatte sie sich denn nicht mit dem ersten Blicke mir verlobt? Hatte sie sich nicht mit dem ersten Worte mir geschenkt? Ich fühlte gleichsam den Kuß auf den Lippen, den sie mir noch nicht gegeben hatte. Aber, sie kam nicht! Vergebens sah ich nach einander alle die Frauen an, die in die Kirche kamen: sie war nicht darunter. Als ich in den Gasthof zurückgekehrt, mich nach den Reisenden

erkundigte, die am vorhergehenden Abend, gleichzeitig mit mir angekommen waren, erfuhr ich, daß der Gatte, in einer launischen oder vielleicht eifersüchtigen Anwandlung, schon am Morgen die Reise fortgesetzt habe. Ich habe sie leider nie wiedergesehen!"

Die beiden Nebenbuhler des letzten Erzählers brachen in ein helles Gelächter aus.

— Ein spaßiges Abenteuer, in der That! riefen sie. Ein Stelldichein, zu welchem die Geliebte nicht erscheint! . . .

Doch Frau von Spérande gebot ihnen Stillschweigen.

— Sie waren glücklich, es ist wahr, da es Ihnen gegönnt war, zwischen Perlenzähnen die Blume der kindlichen Liebe zu küssen; glücklich waren auch Sie, dem es beschieden war, sein Ideal in die Arme zu schließen; aber glücklicher als Sie Beide war Jener, der, nachdem er eine Stunde lang unendlich geliebt, das unsagbare Leid nicht kennen gelernt hat, das in der Verwirklichung des Traumes liegt.

Und so war es denn der dritte Erzähler, dem Frau von Spérande, zwischen zwei Walzern, den seltenen und kostbaren Ruhm gestattete, in Gegenwart der beiden geschlagenen Nebenbuhler den rothigen, grausamen Nagel ihres entblößten kleinen Fingers zu küssen!



Angenehme Medizin.

Junge Dame: „Herr Apotheker, kann man nicht Ricinusöhl einnehmen, ohne daß man es schmeckt?“

Apotheker: „Nichts leichter als das, mein Fräulein. Ich werde Ihnen gleich das Nöthige präpariren. Bitte, nehmen Sie Platz und trinken Sie inzwischen zur Erquickung eine Himbeerlimonade.“

Dame: „Sie sind sehr gütig, mein Herr.“ (Nach einer geraumen Zeit.) „Bekomme ich bald das Präparat, Herr Apotheker?“

Apotheker: „Sie haben also nichts geschmeckt?“

Dame: „Was denn?“

Apotheker: „Das Ricinusöhl. Es war in der Limonade.“

Dame: „Um Gotteswillen, Das soll ja mein kleiner Bruder einnehmen!“

W. Seh.

Gelungene Definition.

Tochter: „Was versteht man doch unter einer sogenannten Vernunftsehe, Vater?“

Vater: „Ich denke, das wird die Ehe sein, wo sich die beiden Theile noch rechtzeitig bedenken und — ledig bleiben.“

W. Seh.

*

Ein Wunderkind.

„Das ist wohl Ihr Töchterchen?“

„Zu dienen; das Kind ist ein Wunderkind.“

„Ei, wieso denn?“

„Es ist schon 6 Jahre alt und spielt noch nicht Klavier.“

W. Seh.

*

Kasernhofblüthe.

Unteroffizier (zum Rekruten, der langsamen Schritt übt): „Schmeißen Sie die Beine raus, daß die Absätze in die Luft fliegen! Wenn Sie einem Bewohner in der Milchstraße auch ein Loch in'n Kopf schmeißen — ich bezahle die Kurkosten.“

W. Seh.

*

Zoologisches.

— Was charakterisirt den Hirsch am meisten?

— Daß er zwischen Bierzig und Fünfzig in die Ehe eintritt.

*

Musikalisch.

Der Komponist K. besucht seine Tochter, die er erst vor Kurzem verheirathet hat.

— Papa, klagt die junge Frau mit trostloser Miene, denke Dir, mein Mann schnarcht! . . .

— Ah! in Dur oder in Moll?

Wie soll ich singen nur ästhetisch . . .



Wie soll ich singen nur ästhetisch,
Daß es für prüde Ohr'n sich schickt
Und keine Jungfer an dem Theetisch
Mit ihrem fetten Mops erschrickt?

Wie kann ich nur in Worte kleiden
Der heißen Liebe Seligkeit,
Wenn ich die Wahrheit soll vermeiden
Im Zwang der dummen Schicklichkeit?!

Wenn ich dem Lieb das Mündchen küsse,
So wär' das eine Sünde nicht;
Doch küß' ich ihr den weißen Busen,
So zieht man schon ein schief' Gesicht.

Und küß' ich ihr die zarten Hände,
So hält man das für furchtbar nett;
Doch küß' ich ihr die kleinen Füße,
So fragt man, ob 'nen Spleen ich hätt'.

Wer liebt, dem ist des Weibes Körper
Wie einem Durstigen der Wein:
Er saugt mit langen, tiefen Bügen
Die Quelle seiner Wonnen ein!

Ihr Narren an dem Sittentische,
Daß gegen die Natur ihr schreit!
Ihr Alle seid ja doch entstanden
Aus einer solchen Bärtlichkeit!

F. H. Kanowski.

(2) G o s s e n b l u m e.

Roman von Emile Blain.

Sie stellte ihre Platte auf den Tisch hin und näherte sich lächelnd dem Bette.

Er reichte ihr seine Hand, sie legte die ihrige hinein. Er zog sie an sich.

— Willst Du mir einen Kuß erlauben? fragte er im einschmeichelndsten Tone.

Ohne zu antworten neigte sie sich erröthend herab.

Er nahm sie um den Leib, drückte sie an seine Brust und küßte sie auf den vollen Mund. Sie leistete keinen Widerstand.

— Ach, Marion, wie danke ich dem Himmel, der Dich mir in den Weg geführt hat! Du bist ein Engel. Du hast Alles: Schönheit und Zärtlichkeit, und ich kann nicht müde werden, diese schönen Augen zu betrachten und diese Rosenslippen zu küssen.

— Better, Du verhöhnt mich!

— Nein, ich bete Dich an.

Und er zog sie langsam auf das Bette.

— Es ist seltsam, was in mir vorgeht, flüsterte er ihr ins Ohr. Mir ist, als hätte ich Dich schon früher gekannt und geliebt und als hätte ich jetzt nach länger Trennung Dich wiedergefunden.

Und wieder, wie gestern, überhäufte er sie mit aufregenden Liebfosungen, die sie um ihren Verstand brachten.

Und wieder, wie gestern, holte er sie aus dem Abgrunde herauf und entließ sie. So bereitete er sie für die Falle vor, die er ihr stellte.

Der Tag verfloß, ohne daß sie einander hätten wiedersehen können.

Um sechs Uhr begegnete er ihr im Korridor und theilte ihr mit, daß er zwei Sige im Theater genommen habe, wo eine durchreisende Truppe die Operette „Das Glückstind“ aufzuführen sollte.

Sie versprach, um halb neun Uhr bereit zu sein und ging froh von dannen.

Nach dem Diner ließ Penavaire eine Flasche Sekt und einen Teller voll Kuchen auf sein Zimmer bringen. Das war der Köder.

Um neun Uhr waren Better und Base im Theater, und Marion, die ganz Ohr und Auge war, ergözte sich an dem vielfachen Ungemach Laurentius XVII. und ließ sich durch die Geschichte Bettina's und Pippo's im Innersten rühren.

Es ist eine erprobte Wahrheit, daß die Heiterkeit untrüglich zu fleischlicher Liebeslust anregt.

Als nach Mitternacht Better und Base sich wieder allein in dem Zimmer des Gasthofes befanden und Penavaire das Mädchen auf seine Kniee gezogen hatte, überließ sich dieses willig seinen Küßten und Liebfosungen.

Und während er sie mit den glühendsten Erklärungen überhäufte, füllte er ihr ein Glas nach dem andern mit Champagner. Und unbewußt leerte sie Glas um Glas, diesen prickelnden Wein köstlich findend.

Von dem Rausch der Sinne und des Weines betäubt sank alsbald ihr Haupt auf die Schulter Penavaires, und ihre Lippen, die bisher die Küsse des Verführers nur geduldet hatten, streckten sich jetzt gierig den seinigen entgegen, um sich ihnen zu vermählen.

— Ich bete Dich an, Marion, sprach der Verführer. Du bist göttlich schön! . . . Liebe mich! Mein ganzes Leben will ich zu Deinen Füßen zubringen . . . Es soll ein Rausch ohne Ende werden . . . Ich will Dich nach dem Paradies der ewigen Liebe entführen . . .

— Ich liebe Dich! hauchte sie.

Als Jungfrau schloß sie die Augen; als Geliebte öffnete sie sie wieder.

Noch wüßte im Kopfe betrachtete sie Penavaire. Dieser verlor sich in Schwüren ewiger Liebe.

Dann begann er von neuem sie zu küssen, indem er durch seine Liebfosungen und zärtlichen Beteuerungen die Verzweiflung mildern wollte, die er vorausah.

In diesem Augenblicke schlug die Uhr die zweite Morgenstunde.

— Schon? rief sie überrascht.

— Ja, Vielgeliebte, sagte Penavaire. Es ist spät. Bedarfst Du nicht der Ruhe?

— Ja . . .

Penavaire hatte es eilig, allein zu sein. Er wollte nicht, daß man sie am Morgen zusammen überrasche, oder daß man Marions Lager unberührt finde und darüber laute Bemerkungen mache . . .

. . . Sie hörte seinen Worten mit zerstreutem Sinne zu.

— Wann reifest Du? fragte sie endlich.

— Morgen Früh.

— Morgen Früh? wiederholte sie traurig.

— Ja, aber ich komme bald wieder; zu Beginn der nächsten Woche.

Sie betrachtete ihn fest, ohne ein Wort zu sagen. Ihre Augen füllten sich allmählig mit Thränen.

Marion weinte heftig, an die Schulter ihres Geliebten gelehnt. Er tröstete sie so gut er konnte, schwor ihr ewige Liebe, beruhigte sie, verhiess ihr in Bälde ein freies, unabhängiges Leben . . .

Sie erhob sich und er stützte ihre ersten, wankenden Schritte; und als es halb drei Uhr schlug, nöthigte er sie unter tausend Küssen und Schwüren, zur Ruhe zu gehen . . .

Mit dem ersten Zuge hatte Penavaire am Morgen die Stadt verlassen.

III.

Einige Tage sind seit den erzählten Geschehnissen verflossen.

Penavaire ist zurückgekehrt und hat Marion dazu bestimmt, ihm zu folgen.

Es ist ein kleines Zimmerchen, wo sie zusammen soupiren.

Die einfache Einrichtung — ein Bett, zwei Fauteuils und vier Sessel, mit einem grellrothen Satin überzogen, ein Schrein mit Spiegelthüre — ist ordinär und riecht nach Zweideutigkeit, ebenso wie die Stiche, die in schabigen Rahmen an den Wänden hängen, und der scharfe Duft von schlechtem kölnisch-Wasser, wie es in den Bazars an die Dirnen niedriger Stufe verkauft wird.

Als Marion vorhin aus dem Fiaker gestiegen, war sie wohl ein wenig erstaunt, die Straße so eng, die Thür so niedrig, das Haus so schwarz zu finden. Um die Wahrheit zu sagen, hatte Penavaire diese Verwunderung vorausgesehen. „Aber Du wirst sehen, wie gut man sich hier unterhält; hier ist nichts zu fürchten; hier gibt es keinen Kellner mit seinem spöttischen Lächeln.“

Aber er hatte ihr auch gesagt, daß drei seiner Freunde, ebenfalls Handlungs-Reisende, kommen würden, um mit ihnen zu soupiren.

— Wie kommt es, daß sie noch nicht da sind? hatte Marion gefragt. Mitternacht ist vorüber und die Einladung galt für halb zwölf Uhr.

— Bah! laß uns inzwischen essen, hatte Penavaire geantwortet.

Und nun sitzen sie seit drei Viertelstunden zu Zweien an der Tafel und begießen Austern und Krebse mit einem leichten, weißen Wein, der in zwei Fläschchen vor ihnen steht.

Und während er der kleinen Vase zutrinkt, sie mit seinen Scherzen erheitert, mit seinen Küssen betäubt, folgt Penavaire mit seinen falschen Blicken, in welchen ein boshaftes Lächeln aufleuchtet, aufmerksam den Anwandlungen von Müdigkeit, die das frische Gesicht des Mädchens streiften und die Lebhaftigkeit ihrer glänzenden Augen trübten.

Aber eine Regung des Gewissens läßt zuweilen ihr perlendes, kindliches Lachen stocken und wirft einen Schatten der Trauer über die Freude dieses Lebens zu Zweien.

Sie sagt sich, daß man ohne Zweifel ihre Eltern benachrichtigt habe und daß diese nun beunruhigt seien, weil sie wüßten, daß sie ohne Abschied ihren Dienst im Gasthose verlassen habe, wie eine Verbrecherin, in Gesellschaft eines Handlungs-Reisenden, eines Penavaire. Ihr Bruder war im Gasthose erschienen, um sich näher zu erkundigen und man hatte ihm Alles erzählt; der Vater hat sie verflucht, die Mutter hat vor Scham und Schmerz geweint, und Aldies wird sie vielleicht im Unglück büßen.

— Thörin! rief dann Penavaire. Weine nicht! Thränen, wenn ich da bin, Dich liebe, Dir ein Leben voll Anbetung verheißt? Komm, küsse mich! Wer weiß, ob die Alten an Dich denken!

Und er rückt seinen Sessel näher, umarmt Marion und trocknet mit seinem Taschentuche ihre Thränen.

— Noch ein Gläschen von diesem Wein? Aber Dein Fläschchen ist ja schon leer! Warte . . . Titine!

— Aber Léon, ich werde von dem Deinigen trinken.

— Nein, ich behalte diesen Rest . . . Titine!

Die Thür wird geöffnet und ein dickes, nicht mehr junges Weib mit gutmüthiger, fröhlicher Miene tritt ein.

— Ein frisches Fläschchen . . . für die Kleine; aber von dem richtigen!

— Oh, seien Sie unbesorgt, mein Herr, erwidert die Magd lächelnd und mit einem boshaften Blick ihrer grauen Augen.

Und sie schänkte der kleinen Vase ein volles Glas aus einem Krüge ein, den sie aus einem Winkel holte; es war von demselben Weine, den man bisher schon getrunken hatte, und man fuhr fort zu trinken.

— Da sind noch drei Austern für Dich, sagte Léon.

Der Better scherzte immerfort und hörte nicht auf, mit seinen schielenden Blicken die geringsten Bewegungen Marions unauffällig zu beobachten.

Das Mädchen fühlte sich seltsam verwirrt; es ging ihr wie ein Wirbelwind durch den Kopf und sie hatte plötzliche Anfälle von Blendung; ihr Herz, das von Zeit zu Zeit so stürmisch pochte, als ob es die Brust sprengen wollte, schien jetzt ganz stille zu stehen.

— Diese Tölpel thaten wohl daran, nicht zu kommen; nicht wahr, Liebste?

— Ja, erwiderte sie, wie aus einem Traum auffahrend.

— Es lebe die Freiheit! es lebe die Liebe! Ich trinke den Rest meines Weines; laß uns anstoßen, Marion!

Marion trank noch.

— Und nun bringet die Seekrebse!

— Wart' ein wenig . . . warte! . . .

— Ich weiß nicht; mir ist so seltsam . . .

Ein langes, heftiges Gähnen unterbrach ihre Rede.

Eine eigenthümliche Erschlaffung lastete auf ihren Gliedern und auf ihrer Zunge; nur mit der größten Anstrengung vermochte sie die Augenwimpern offen zu halten, die ihr jede Sekunde zufielen.

Bald vermochte sie die Arme nicht mehr zu heben; das Haupt sank bald rechts, bald links auf die Schulter und endlich fiel sie als ohnmächtige Masse im Lehnstuhl zurück.

Sie schlief und von neuem war sie eine willenlose Beute dieses Menschen, der sie ein letztes Mal besitzen wollte, ehe er sie der Bestialität der Männer hinwarf.

Auf sein Läuten trat die Magd Titine wieder ein.

— Schicken Sie die Herrin des Hauses!

— Da bin ich schon, rief eintretend ein altes, enorm dickes Weib. Nun, gehört sie uns?

— Ja, erwiderte Penavaire trocken, als ob es ihm widerstrebt hätte, mehr zu sagen.

Doch fügte er hinzu:

— Ich empfehle sie Ihnen sehr; mißhandeln Sie sie nicht

— Unbesorgt, Kleiner! Verdirbst Du etwa Deine Waare? Gewiß nicht. Nun denn?

— Leben Sie wohl!

— Wird man Dich wiederssehen?

— Nein.

— Soll man ihr von Deiner Seite nichts sagen?

— Nichts.

Als er auf der Straße ankam, bebt er in der Nachtfröhe zusammen.

— Es ist geschehen, murmelte er; ich habe mich ihrer entledigt.

Und er ging mit raschen Schritten davon.

Der Erbärmliche! . . .

Die Patronin des Freudenhauses lachte vergnügt, als Penavaire fort war.

Ein königlicher Bissen, der ihr da in den Schoß gefallen!

Wie Schade, Das den Soldaten und Trunkenbolden für einen Franc zu überlassen!

Wenn doch wenigstens ein Offizier mit Geld im Beutel käme!

In diesem Augenblicke war draußen ein Geräusch zu vernehmen.

— Titine, sagte die Alte, — man klopft, geh' doch öffnen!

Die Magd ging hinaus und öffnete das Schubfenster an der Thür.

— Wer ist's? fragte die Patronin.

— Es ist der Jacob, aber betrunken.

— Jacob? öffne immerhin und laß ihn heraufkommen.

— He, altes Nas, leuchte doch! schrie eine weinheisere Stimme draußen.

— Da bin ich schon, Kleiner, sagte die Alte, mit einem Leuchter auf den Flur hinausstretend.

Es erschien ein Quartiermeister der Artillerie, ganz beschmutzt und benebelt, mit lautem Gepolter den Säbel hinter sich einher schleppend.

— Nun, Feierabend heute? fragte die Alte.

— Ja, Urlaub für die Nacht! Komm, umarme mich, Voulointe!

— Also nicht mehr altes Nas?

— Das war ja nur Spaß! Wo ist Anita?

— Beschäftigt.

— Und Georgette?

— Ebenfalls.

— Pech und Schwefel! Da kann ich denn wieder gehen?

— Hör' mal: bist Du bei „Schmalz“?

Der Unteroffizier suchte in seinen Taschen und fragte sieben Franken und einige kleine Münze zusammen.

Und der Handel um die arme Marion ward mit drei Franken abgeschlossen.

Der Quartiermeister Jean Jacob war weder ein Trunkenbold, noch ein Wüstling.

Als Sohn wohlhabender Bauern war er während seines vierjährigen Dienstes beim Regiment mit dem bescheidenen Taschengelde, das seine Eltern ihm gaben, sehr wohl ausgekommen; ja es blieb ihm noch so viel, daß er dann und wann einem Kameraden aushelfen konnte. Darum war er im Regimente sehr beliebt und geachtet.

Er war fleißig und pünktlich im Dienste und hatte gute Conduiten, darum hatte er verhältnißmäßig rasch den Grad eines Unteroffiziers erreicht. Er hatte jetzt nur mehr den einen Wunsch, daß die sechs Monate, die er noch zu dienen hatte, bald vorüber wären, damit er in seine Heimath zurückkehren könne, wo die Eltern sich anschickten, den Sohn, der ihnen so viel Ehre machte, würdig zu empfangen.

Quartiermeister der Artillerie! Das klang sehr schön im Dorfe und wenn er auf einen kurzen Urlaub nach Hause durfte, drängte sich Alles hinzu, um dem wackeren Unteroffizier die Hand zu drücken und mit ihm anzustoßen.

Zu seinen vortrefflichen Eigenschaften kam noch die Aussicht auf ein nettes Vermögen, das seine Alten ihm einmal übergeben würden, was auch nichts verdarb. Jacob hatte denn die freie Wahl unter den Dirnen des Dorfes.

Um die Wahrheit zu sagen: hatte er sein Herz schon halb und halb vergeben und waren seine Bewerbungen ziemlich günstig aufgenommen worden.

Jacob dachte denn häufig an die kleine Madeleine, Tochter des Maire von Kérantrec, eine hübsche Person, die — meiner Treu — nichts sehnlicher wünschte, als Madame Jacob zu werden.

Ohne von der Wahl seiner Tochter entzückt zu sein, ließ der Herr Maire die Dinge gehen, wie sie gingen, indem er sich sagte: „Immerhin wird der Bursche einmal ein hübsches Stück Erde sein Eigen nennen.“

Und er gestattete seiner Tochter sogar, die Geschenke anzunehmen, die Jacob ihr von Zeit zu Zeit schickte.

In Kérantrec galten sie für verlobt und Alles in Allem thaten sie, als ob sie es wären. Und Papa Le Moël ließ die Leute reden.

Es muß gesagt werden, daß diese Liebshaft dem Quartiermeister Jean Jacob nicht allzuviel Sorgen machte. Er lebte frank und frei und vergnügte sich für das Geld, das ihm Papa Jacob sandte.

Alle fröhlichen Mädchen in Rennes, viele Grisetten und die Insassinen der Freudenhäuser kannten und schätzten ihn

wegen seiner Freigebigkeit und seines aufgeweckten Geistes. „Der Kerl ist chic!“ — sagten sie von ihm.

Er ließ sich hätscheln und lieben und behandelte alle diese Frauenzimmer wie ein Zugehör seines Lebens, wie nützliche und angenehme Dinge, wie Vergnügungs-Maschinen. Doch hatte er für keine derselben eine Zuneigung oder auch nur Interesse. Der häufige Besuch bei diesen „leichten Personen“ hatte ihn sogar ein wenig skeptisch gemacht . . .

Als der Morgen seine ersten Lichtstrahlen durch die Jalousieen sandte, schlief Marion ruhig in den Armen des Mannes, der sie gekauft hatte.

Trotz seines Rausches am gestrigen Abend — eines Rausches, der ihn sofort einschlafen ließ, ohne das Mädchen zu behelligen — war Jacob zuerst im Hause wach. Das machte die Gewohnheit.

Es war noch nicht fünf Uhr. Er rieb sich die Augen und reckte die Glieder; er erinnerte sich im Augenblick an nichts. Er suchte seine Sinne zu sammeln und blickte um sich.

Das Zimmer und die Einrichtung waren ihm fremd. Endlich erblickte er den schönen Kopf Marions.

Jetzt erinnerte er sich allmählig und die Lage klärte sich ihm.

Das Mädchen an seiner Seite war seine Sache; er hatte Rechte auf sie erworben.

Er stützte sich auf den Ellbogen und betrachtete die Schlafende eine Weile.

— Ein hübsches Mädchen, wahrhaftig! sagte er sich. Wie wär's, wenn ich sie mit einem Kusse meiner Gattung erweckte! Es wäre doch dumm, so von dannen zu gehen! . . .

Entzückt von diesem Einfall, über den er innerlich lachte, näherte er sich ihr; doch unter der allzu stürmischen Umarmung erwachte Marion plötzlich und öffnete überrascht, aber keineswegs erzürnt die Augen. Ihre beiden Arme suchten den Nacken Desjenigen, den sie für Penavaire hielt.

— Nun, mein Mädchen, sagte jetzt Jean Jacob, Du darfst Dich rühmen, mir die angenehmste Minute meines Lebens verschafft zu haben.

Das Mädchen machte eine Bewegung. Himmel! was war das für eine Stimme, die Marion nicht kannte?

Der Unteroffizier fuhr fort:

— Mir ist dieses Erwachen lieber als dasjenige im Lager, beim Schall der Hörner.

Bei diesen Worten, deren Sinn sie nicht begriff, erhob sich Marion in plötzlicher Angst, um den Mann zu betrachten.

Starr saß sie da, die Augen zuerst vom Erstaunen, dann im Entsetzen weit geöffnet, den Mund offen wie zum Schrei, der sich der Kehle nicht entringen konnte, bleich, mit ausgestreckten Armen, wie um ein Gespenst abzuwehren.

— Nun, was ist Dir denn? Du machst aber ein Gesicht!

Nein, es war kein Traum, dieser Mensch war kein Gespenst. Sie hat ihm angehört. Er hat von ihr Besitz ergriffen, sie mit seinen Küssen, seinen Liebfosungen besudelt. Und dieser Mann ist nicht Penavaire!

Ohne länger nachzudenken, brach sie plötzlich in lautes Schluchzen aus, das Haupt in dem Kissen verborgen, das sie in ihrem Schmerze biß, weil sie das Wie und Warum ihrer entsetzlichen Lage sich nicht enträthseln konnte.

Jean Jacob war sehr betroffen von diesem plötzlichen Schmerzens-Ausbruch.

— Was ist Dir denn, mein Käzchen, sprich!

Doch das Mädchen rang weinend die Hände und schwieg.

— Ach ja, ich verstehe, fuhr der Quartiermeister fort. Du wußtest nicht; Du glaubtest Deinen Liebhaber an Deiner Seite zu finden und nun bin ich da, den Du nicht kennst. Aber flenne doch nicht so, mein schönes Kind! Du wirst nicht gefressen. Ich werde da sein und lasse Dir nichts Leidens zufügen. Du hast das Aussehen eines guten Mädchens, Du gefällst mir . . . wahrhaftig, Du gefällst mir! Wenn ich frei wäre, würde ich Dich von hier fortbringen.

Diese Worte besänftigten Marion allmählig.

— Von hier fortbringen? sagte sie. Wo bin ich denn?

— Wie? Du weißt es nicht? In einem Freudenhause . . .

— Was? An einen solchen Ort hat Penavaire mich zu führen gewagt?

— Penavaire heißt er? Nun, ich muß Dir sagen, Dein Geliebter ist ein rechter S . . . kerl! Ein junges, hübsches Mädchen wie Du bist, in einer solchen Spelunke zu lassen! Wenn ich den Hallunken einmal treffe, will ich ihm meine Meinung sagen!

Es kam in dem Soldaten der gutmüthige Junge zum Vorschein mit seinem schlichten, geraden Herzen, das Mitgefühl empfand für unverdienten Jammer und jedem aufrichtigen Schmerze zugänglich war.

Marion war vernichtet . . . Welches Erwachen!

Sie suchte ihre Gedanken zu sammeln. Sie erinnerte sich jetzt jenes seltsamen Schlafes, der sich so plötzlich ihrer bemächtigt hatte. Und während in ihrem Kopfe tausend Gedanken durcheinander schwirten, fuhr der Unteroffizier fort:

— Sei mir nicht böse, arme Kleine! Beruhige Dich; ich will Dich der Toinette empfehlen . . . Und ich werde wiederkommen . . . Und wenn ich von meinem Alten wieder Geld erhalte, wollen wir sehen, was sich machen läßt . . . Ich bin kein treulosser Feigling wie Dein Penavaire! . . .

Doch Marion hörte nicht auf den Unter-Offizier.

— Ich will fort von hier! . . . rief sie in einer plötzlichen Aufwallung.

Jacob begann wieder zu lachen.

— Das ist unmöglich, für den Augenblick wenigstens, sagte er. Du gehörst der Patronin dieser Bude. Das Beste, was Du jetzt thun kannst, ist, Dich in Dein Schicksal zu ergeben . . . Ja, ja; Du bist eine Verlassene und Verlorene. Sei denn ruhig und weine nicht; laß nur mich machen.

Der Unteroffizier hatte Dies mit so gutmüthiger Miene gesagt; in seiner Stimme lag so tiefes Mitgefühl, eine so aufrichtige Entrüstung, daß sie sich allmählig besänftigen ließ. Sie erhob das Haupt und ihre in Thränen gebadeten Augen ruhten einen Augenblick auf Jacob. Ihre Blicke kreuzten sich und ein Blitz gegenseitiger Sympathie durchzuckte Beide.

Dann ließ Marion ihr Haupt wieder in ihre Hände sinken. Nach einer Weile fragte sie:

— Sie sagten, ich sei in . . .

— In einem Hause, wo die Soldaten der Garnison für einen Kranken sich unterhalten.

— Das ist abscheulich! Aber ich bin doch kein öffentliches Mädchen!

— Das sehe ich wohl und ebendeshalb fühle ich Interesse für Dich.

— Oh, der Glende! der Erbärmliche! rief Marion, die endlich ihr Unglück in seinem ganzen Umfange begriff. Was habe ich ihm denn gethan, daß er mich so behandelte? Was er gethan hat, ist doch ein Verbrechen! Heilige Jungfrau! welch' ein schändliches Spiel hat er mit mir getrieben!

Mit funkelnden Augen und geballter Faust richtete sie sich auf.

— Ha, wenn ich ihn da hätte, wie würde ich ihm das Gesicht mit meinen Nägeln zerfleischen, wie würde ich ihn mit meinen Händen erwürgen!

Und sie grinste mit den Zähnen wie ein wüthendes Tigerweibchen.

Es that ihr wohl, ihrem Zorn und ihrer Verzweiflung in Worten Luft zu machen.

— Ich war aber auch zu dumm, sagte sie. Ich habe ihm zu schnell Glauben geschenkt und mich ihm hingeeben. Ach, ich liebte ihn und hielt mich schon für seine Frau. Seine Frau . . . arme Thörin! Da sitzt Du nun . . . Wage doch, Deine Dienstherrin wieder aufzusuchen und Deine armen, alten Eltern. Ach, es ist, um sich das Leben zu nehmen, und Das werde ich sicherlich thun.

— Nein, nein, rief Jacob, was Du da sprichst, ist unvernünftig.

— Ach, die Männer, die Männer, wie erbärmlich sind sie! und wie schlecht kannte ich sie. Wir schenken ihnen Seele, Leib und Ehre und sie verderben uns und behandeln uns schlechter als die Thiere!

— Beruhige Dich, armes Kind! Glücklicherweise sind nicht alle Männer so wie dieses Schwein! Ja, ja, er ist ein erbärmlicher Feigling, und — ich wiederhole es — ein Saukerl! Wehe ihm, wenn er mir in die Hände fällt! Nun, fühlst Du Dich jetzt etwas leichter?

— Ja, erwiderte Marion schwach.

— Und Du zürnst mir nicht?

— Ihnen zürnen? Warum denn?

— Es ist ja im Grunde nicht meine Schuld. Du lagst hier schlafend im Bette . . . Dein Liebhaber hatte Dich der Patronin überlassen, und die Patronin hat Dich mir überlassen. Aber ich habe Dir nichts zu Leide gethan; mit einem Anderen wäre es Dir schlimmer ergangen. Und wenn ich nicht gerade ohne Geld wäre . . . Aber ich will von meinem Alten Geld verlangen und wenn er den Beutel aufthut, will ich Dich von hier fortbringen.

— Wirklich?

— Wahrhaftig. Doch es wird spät und ich muß in 25 Minuten beim Appel sein. Glücklicherweise ist's nicht weit nach der Kaserne.

Und er schickte sich an zu gehen.

Marion begann von neuem zu weinen. Dieser geht nun fort, wie der Andere fortgegangen und wird gewiß nicht wiederkommen.

— Weine nicht, arme Kleine! tröstete Jacob das Mädchen. Wir sehen uns wieder; Du kannst auf mich zählen.

Nachmittags um halb sechs Uhr komme ich wieder und dann essen wir zusammen.

Mechanisch nickte das Mädchen: Ja.

— Und inzwischen muß ich mich Jedermann hingeeben?

— Nein, beruhige Dich. Ich werde vor Allem Titine auftragen, daß man Dich heute ungestört lasse.

— Und morgen?

— Auch morgen und übermorgen. Sei unbesorgt, ich will schon machen.

— Oh, Dank! Dank!

— Du sollst mein Weibchen werden; mir allein sollst Du angehören.

— Oh, Sie sind sehr gütig!

— Willst Du mich küssen?

— Ja.

Er nahm sie in seine Arme und drückte zwei Küsse auf ihre Wangen und ihre Lippen.

Sie ließ es geschehen, erwiderte aber die Küsse nicht.

— Nun muß ich gehen, ich würde sonst zu spät kommen, sagte Jacob. Auf Wiedersehen am Abend, und Muth gefaßt!

Er küßte sie noch einmal, nahm Mantel und Kappe und ging.

Sie hörte, wie er am Fuße der Treppe mit einer Weibsperson sprach. Dann ward die Hausthüre geöffnet, und er entfernte sich. Man hörte noch eine Weile das immer schwächer werdende Klirren seiner Sporen.

Draußen graute der Morgen. Marion fühlte sich wie gebrochen. Sie sank auf die Kissen zurück und murmelte:

— Oh, der Glende! Aber ich werde mich rächen!

Sie schlummerte bald von Neuem ein. Als sie die Augen wieder öffnete, fuhr sie mit einem Schreckensruf in die Höhe.

Eine abscheuliche, grinsende Frage mit zahnlosem Munde war über sie geneigt.

— Was wollen Sie von mir? fragte Marion.

— Will man denn nicht aufstehen? fragte die Alte, die keine Andere war, als die uns wohlbekannte Matrone.

— Wer sind Sie?

— Ach so, Du kennst mich noch nicht? Ich bin Mutter Duparc, die Herrin dieses Hauses.

— Ach ja!

— Du mußt jetzt aufstehen, damit das Zimmer gelüftet werde. Es ist Mittag.

— Ja, ich will aufstehen. Aber was wollen Sie nunmehr mit mir anfangen?

— Nichts. Jacob hat Dich in Beschlag genommen. Deine Ausgaben will ich auf seine Rechnung schreiben. Er hat drei Tage Kredit verlangt; ich weiß, daß er ein guter Zahler ist. Aber inzwischen kannst Du . . .

— Oh nein; niemals!

Du hast noch Skrupel . . . Das wird vorübergehen, bis Du erst länger beim Geschäfte bist und eingesehen haben wirst, daß die Männer wilde Thiere sind, die in den Frauen nur das Weibchen sehen, dessen sie sich ohne Schonung bedienen dürfen. Vielleicht wird Jacob Dir aus der Patsche helfen. Doch nun komm' essen; bei dieser Gelegenheit wirst Du auch die anderen Damen kennen lernen.

Marion weinte nicht mehr. Man konnte einen großen Entschluß von ihrem Gesichte ablesen.

Sie betrachtete sich in einem alten Spiegel. Welches Gefühl! Ihre Haare fielen wirr auf ihre Schultern herab und bedeckten ihre Stirne. Sie wollte ihr Haar in Ordnung bringen.

— Du suchst einen großen Kamm? fragte die Mutter Duparc.

— Ja.

— Deffne das Schubfach der Commode; es muß da einen geben.

Marion öffnete das ihr bezeichnete Schubfach; sie fand daselbst ein Stück von einem Kamm, fettig, zahlos, voll mit Haaren. Sie zögerte es zu nehmen.

— Nein, damit nicht, sagte sie.

— Du mußt Dich dennoch für den Augenblick damit begnügen. Vorwärts! mach' rasch! Ich warte, um Dir den Weg zu zeigen.

Marion begnügte sich, ihre Haare mit ihren Händen zusammenzuflechten und mit Hilfe einiger Haarnadeln schlecht und recht aufzustecken. Als dies geschehen war, folgte sie der Mutter Duparc.

Diese hatte eine enge und dunkle Stiege betreten.

— Fasse die Schnur, die rechts an der Mauer verläuft und gib Acht, daß Du nicht ausgleitest. Diese schweinischen Soldaten speien überall hin.

Marion griff nach der Schnur, zog aber sogleich wieder die Hand zurück, als ob sie ein giftiges Thier berührt hätte.

Die Schnur war feucht und fettig.

Sie mußte aber doch hinabgehen und mit Anwendung großer Behutsamkeit gelang ihr Dies auch.

Am Fuße der Treppe angekommen sah sie sich in einem schlecht beleuchteten, noch von Tabakrauch erfüllten Raume. In der Mitte dieses Raumes stand ein langer, grob gezimmerter, etwas hinkender Tisch und davor zu beiden Seiten zwei gelb angestrichene Bänke. Auf diesen Bänken saßen Weiber, kaum bekleidet, die Einen mit einem bloßen Röckchen, einem wahren Fegen, fettig und tausendfach beschmutzt, die Anderen mit schmutzigen, zerrissenen, übelriechenden Peignoirs. Alle waren ohne Strümpfe; die Beine stakten in alten, schief getretenen Pantoffeln oder gar in Männerschuhen.

Die Gesichter waren scheußlich, aufgedunsen oder mager, violett oder blau. Die meisten hatten schwarze Flecke an den Augen; das kam von den Faustschlägen der Männer. Die Ohrläppchen waren ausgerissen, die Zähne eingeschlagen. Himmel, welche Weiber!

Das Haus der Frau Duparc war eben nicht erster Klasse; im Gegentheil!

Es war eine ärmliche Hütte mit einem Stockwerk und drei oder vier Zimmern, in einem volkreichen und armen Stadtviertel verloren, fast ohne Möbel, von der Polizei geduldet, aus bloßer Rücksicht für die Bedürfnisse der gemeinen Soldaten.

Marion betrachtete mit Widerwillen den unsauberen Tisch und die unsauberen Weiber, die an demselben herum saßen.

— Rückt ein wenig zusammen und machet dem Fräulein Platz! rief Mutter Duparc. Wir wollen essen.

— Es ist Zeit; wir warten seit einer halben Stunde, sagte eine weinselige Stimme.

— Das Fräulein war noch nicht aufgestanden.

— Jetzt wär's aber genug mit dem Fräulein! und man bringe das Essen.

Marion stand noch immer verblüfft am Fuße der Treppe.

Mutter Duparc war hinausgegangen und jetzt nahm eine Andere das Wort, eine Dirne, die einen übelriechenden Zigarrenstummel rauchte.

— Nun, hast Du Furcht vor uns? fragte sie zu Marion gewendet.

— Komm näher, sprach eine Andere, die sich mit einem Stück nassen Pinnens ein Auge benetzte; — komm näher, wir sind nicht stolz.

Welche Sprache, welche Manieren, welche Stimmen!

Marion wäre am liebsten zur Thüre geeilt und entflohen; — aber wohin?

Uebrigens wäre es ihr unmöglich gewesen, ein solches Vorhaben auszuführen, denn die Hausthüre war mittels Schlüssels geschlossen und außerdem lagen zwei Balken vor.

Tagsüber, bis 5 Uhr, mußte es über Anordnung der Polizei so bleiben. Es ward erst geöffnet, wenn die Soldaten vom Exercieren eingertickt waren.

Marion begriff, daß ihr Schicksal besiegelt sei. Von Jacobs Wort allein war ihr Heil abhängig. Bis dahin mußte sie gute Miene zum bösen Spiel machen.

Sie näherte sich dem Tische; die Weiber waren zusammengerückt und so ward noch ein Platz am Ende der Bank gewonnen.

Sie setzte sich. Alle diese Köpfe wurden über den schmutzigen, hölzernen Tisch vorgestreckt, um das arme Mädchen zu besichtigen.

Marion betrachtete sie lächelnd.

Es gab eine ganze Reihe von Ausrufen der Verwunderung.

— Ein sauberes Mädel!

— Kaum älter als achtzehn Jahre!

— Welche Augen! welche Haut!

— Die paßt nicht hieher!

— Die hat die Thüre verfehlt.

Eine große Schwarze mit breitem Rücken, abgenüßt bis auf die Knochen, gebot den erbärmlichen Dirnen Stillschweigen.

— Genug! rief sie.

Sie schob die Anderen zurück und sagte zu Marion:

— Komm hieher, Mädel, zu mir.

Die junge Bretonin gehorchte.

Es entstand ein längeres Geflüster, welches endlich aufhörte.

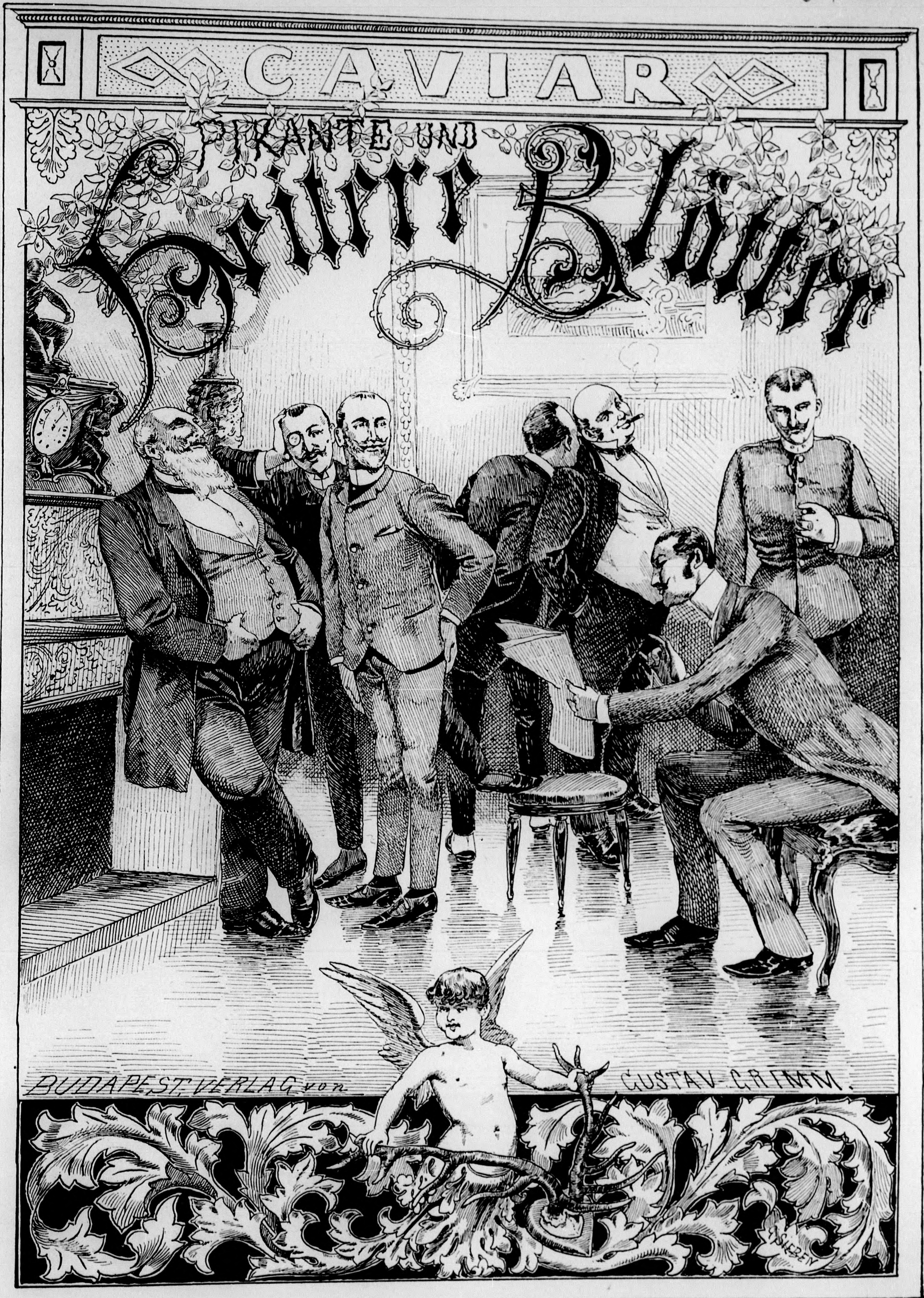
Mutter Duparc erschien mit der Magd. Sie brachten eine große Schüssel mit Suppe und eine Schüssel Rindfleisch.

— Ich habe mir's wohl gedacht, sagte die Patronin, als sie Marion neben der großen Schwarzen sah; — Yvonne beginnt wieder ihr Spiel zu treiben.

Sie stellte die Schüssel auf den Tisch und fügte hinzu:

— Nur keine Dummheiten! Das Fräulein ist die Geliebte Jacobs.

(Fortsetzung folgt.)



Erscheint in 18 Heften. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. (in Oesterreich-Ungarn) = 90 Pf. (in Deutschland).
Für alle anderen Ländern erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portofusslag.

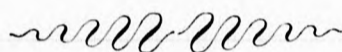
Im Verlage von **Gustav Grimm** in **Budapest**
ist soeben erschienen und
durch alle **Buchhandlungen** zu beziehen :

LÜGEN.

Roman von
PAUL BOURGET.

Autorisirte Uebersetzung von **A. HANNY.**

☞ Ein starker Band 1 fl. 80 kr. ö. W. = 3 Mark. ☞



Physiologie der modernen Liebe.

Nachgelassene Fragmente eines Werkes von **Claude Larcher**, gesammelt und herausgegeben
von seinem Testamentsvollstrecker

PAUL BOURGET.

Autorisirte Uebersetzung von **OTTMAR DITTRICH.**

☞ Ein starker Band 1 fl. 80 kr. ö. W. = 3 Mark. ☞



PAUL BOURGET, der hervorragendste Schüler **Emil Bola's** bietet in seinem Roman „**Lügen**“, der im Original („mensonges“) ungeheuren Erfolg erzielt hat, mit Geist und Witz, mit scharfer psychologischer Auffassung und jener unnachahmlichen französischen Grazie vortreffliche Schilderungen aus dem französischen Leben der Gegenwart.

„**Die Physiologie der modernen Liebe**“, von der Kritik eines der allerseltensamen Bücher genannt, wird alle Leser der Bücher von **Stendhal**, **Michelet**, **Mantegaza** interessieren.

